31761 07290773 6

Klamroth, M
Der Islam in Deutsch-
ostafrika

BP
64
A4K5

Der Islam in Deutschostafrika.

Von

M. Klamroth

Missionsſuperintendent
in Daresſalam.

Berlin NO. 43
Buchhandlung der Berliner evang. Miſſionsgeſellſchaft.
1912.

Der Islam in Deutschostafrika

Von

W. Klamroth

Missionssuperintendent in Daressalam

Berlin NO. 43
Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft
1912

BP
64
A4K5

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

LIBRARY
NOV 16 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

http://www.archive.org/details/derislamindeutsc00klam

In wenig Jahren sind fast gleichzeitig alle Missionen unserer größten Kolonie vor eine neue große Aufgabe gestellt worden, vor die Auseinandersetzung mit dem Islam. Nicht allein das verhältnismäßig gleichzeitige Einsetzen aller oder doch wenigstens aller deutschen evangelischen Missionen Deutsch-Ostafrikas ist der Grund für diese Erscheinung, sondern ebenso die Zurückhaltung der islamischen Propaganda vor der Befestigung der pax germanica, wie ihr überaus scharfes Einsetzen zugleich mit dieser.

Rund 12 Jahrhunderte hindurch hatten die Länder der Ostküste Afrikas dem Einfluß des Islam offen gestanden; allein das ganze Ergebnis aus dieser Zeit für die Propaganda des Islam bestand in nichts weiterem als der Islamisierung der Mischbevölkerung einer allerdings großen Reihe von ostafrikanischen Küstenplätzen. Sonst war der religiöse Einfluß des Islam in Ostafrika noch bedeutend geringer als der politische des Zanzibarsultans, in dem in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Wohlwollen der europäischen Mächte den „Beherrscher" der Ostküste Afrikas sah.

Eine ausführlichere historische Darstellung der Beziehungen des ostafrikanischen Islam zu den mohammedanischen Zentren — diese Beziehungen reichen z. T. bis in die Anfangszeiten des Islam zurück — würde sicher großem Interesse begegnen. Allein das Material darüber ist aus begreiflichen Gründen immerhin nur beschränkt (das meiste davon findet man wohl in Strandes „Die Portugiesenzeit in Deutsch- und Britisch-Ostafrika"), und vor allem haben diese Beziehungen heute zum guten Teil nur noch ein historisches Interesse.

Man findet zwar hier und da noch einige Spuren, die auf jene Zeiten hinzuweisen scheinen, und zwar auch bei bis in die jüngste Zeit heidnisch gebliebenen Stämmen. So soll die bunte Erbmütze, die das Sippenhaupt der Saramo beim Ackern trägt, um der Schädigung der Ernte durch die Geister vorzubeugen, per-

fischen Ursprungs sein. Die Sitte selbst ist trotzdem rein heidnisch, und es fehlt ihr heute jeder Zusammenhang mit altislamischen Vorstellungen. Die heidnischen Beerdigungssitten der Saramo legen ähnliche Vermutungen nahe. Tatsächlich aber ist auch der Zusammenhang der an der Ostküste sich findenden Washirasi mit Persien für das Volksbewußtsein in sehr weiten Kreisen nicht mehr erkennbar. Ein alter Seefahrer verlegte die Heimat dieser Washirasi nicht in den Norden, sondern gerade umgekehrt in den Süden.[1]) Jedenfalls haben alle die Vorstöße des Islam nach Süden in früheren Jahrhunderten religiös nur wenig nachhaltigen Erfolg gehabt.

Erst die Unterdrückung des Sklavenhandels hat das Einsetzen einer kräftigen Propaganda des Islam in Ostafrika gebracht. Hatte dieser früher geradezu ein Interesse daran, daß der Neger nicht in die Zahl der Moslim aufgenommen wurde — denn solchen gegenüber war Sklavenraub Frevel — so war jetzt die ganze Lage auf einmal verschoben. Nur durch möglichst vollständige Islamisierung der Stämme Ostafrikas ließ sich in der neuen Zeit der verlorene Einfluß wieder gewinnen, und mit ganz auffallender Energie ist seitdem die islamische Propaganda an das Werk gegangen.

Doch noch ein Zweites kam dieser so plötzlich entstandenen Propaganda in Ostafrika zustatten. Von den islamisierten Küstenplätzen aus drangen die Vertreter der europäischen Macht ins Innere vor. Die islamisierten Küstenleute waren die Führer, Dolmetscher (!), Soldaten, Diener, kurz Helfer aller Art des

---

1) Nach ihm soll es in ganz alter Zeit eine Insel Shirasi gegeben haben, deren Lage etwa zwischen Madagaskar, Johanna, Mohilla und Mayotte er mir im Sande ziemlich genau aufzeichnete. Diese Insel sei untergegangen, ihre Bewohner hätten sich gerettet und nun Kilwa angelegt. Von dort seien später viele nach Zanzibar, andere nach Lamu ausgewandert. Sie waren Sunniten. Das alte Shirasi = Vineta sei den Seefahrern aber noch heute als mjumvi bekannt. Die Washirasi auf Zanzibar hätten sich dort mit der Urbevölkerung, den Wahadimu, vermischt, wobei sie aber selbst den Häuptling stellten, den sogenannten Mwinyimkuu (Amtsname, etwa: der Große). Später machten sie mit den Maskataraabern gemeinsame Sache gegen die Portugiesen, was zur Verdrängung dieser aus Zanzibar und zur Festsetzung der Maskataraber dort führte. Auch bei der ersten Gründung Daressalams tritt der Mwinyimkuu in Begleitung des Sultans, und zwar als dessen Vasall, auf.

weißen Mannes. Wo er sich niederließ, da entstand und entsteht auch heute noch damit zugleich eine Niederlassung der islamischen Propaganda. Und auch darüber hinaus, an Orten, wo früher kein mohammedanischer Händler sich blicken lassen durfte, weil er seines Lebens nicht sicher war, oder wo er sich durch teuren Tribut an Stammeshäuptlinge den freien Durchzug erst erkaufen mußte, da tritt er heute sicher und selbstbewußt unter dem Schutz der deutschen Flagge auf, und hier wie dort sieht der Neger in dem schwarzen Mohammedaner den Mann der neuen Zeit. So ist die neue Zeit, die durch das Eingreifen der europäischen Mächte für Ostafrika gekommen ist, nicht nur Anlaß für die Entstehung der islamischen Propaganda geworden, sondern hat ebenso bewirkt, daß sie wie mit einem Schlage über das ganze Land sich hat ausbreiten können.

I. Übersicht.

Zunächst handelt es sich um die richtige Erfassung der Lage und hierbei wieder zuerst um den äußeren Umfang, welchen die Ausbreitung des Islam in D.-O.-A. erreicht hat. Schon das ist ein Gegenstand, dem schwer beizukommen ist, weil er sich nicht nur von Jahr zu Jahr verändert, sondern auch der Begriff „Mohammedaner" hier sehr schwer festzustellen ist. Die Frage läßt sich nach verschiedenen Gesichtspunkten beantworten. Wer ist Mohammedaner? Faßt man den Begriff eng und rechnet nur solche, die auch formell den Übertritt vollzogen haben und die Gebetszeiten, wie das Fasten in der Hauptsache innehalten, so bleibt deren Zahl nur eine verhältnismäßig kleine. Rechnet man aber alle mit, die sich Mohammedaner nennen und als solche geben, so haben wir es mit einer sehr großen Zahl zu tun. Da aber auch schon der erste Eintritt in den Bannkreis des Islam den eingeborenen Afrikaner, falls nicht hindernde oder störende Kräfte dazwischen treten, innerlich langsam, aber sicher immer weiter in die Bahn des Fatalismus und Fanatismus führt, müssen wir mit dem ganzen Gebilde rechnen.

Es hat wenig Zweck, hier Zahlenangaben zu machen. Die von Professor Hartmann in seinem Buch „Der Islam" (S. 181 f.) gegebene Statistik, nach der unter 6 700 000 Bewohnern Deutsch-Ostafrikas genau 6 700 000 Mohammedaner zu zählen sein sollen, ist bezüglich D.-O.-A. sicher falsch. Man hat hier einen Druckfehler vermutet, allein die Ziffern der Gesamtsumme schließen einen solchen aus. Erwähnen muß ich diese Sache aber auch hier, da von Leuten, die über den Gegenstand neuerdings schreiben, die Behauptung verbreitet wird, die Missionen hätten die Meinung vertreten, Deutsch-Ostafrika sei bereits vollständig islamisiert. Professor Becker (in der Zeitschrift „Der Islam", 1911, Heft 1)

gibt als runde Zahl 1 Million an. Mag sein, daß er recht hat. Jedenfalls erklärt er selbst dazu, daß die Zahl eben nur eine ganz ungefähre Schätzung sei.

Da wir also mit Zahlen nicht weiterkommen, bleibt uns, wenn wir ein Bild von dem augenblicklichen äußeren Umfang des Islam gewinnen wollen, nur der mühsamere, aber auch ungleich lehrreichere Weg, den Wegen der Propaganda im einzelnen zu folgen und so eine Vorstellung von ihren jeweiligen Erfolgen zu gewinnen. Durch die Beantwortungen eines von mir versandten Fragebogens, sowie durch Häufung anderen Materials gerade im letzten Jahr bin ich in die Lage versetzt, für den gegenwärtigen Zeitpunkt das Gesamtbild genauer zu zeichnen, als es sonst wohl möglich sein würde. Wir folgen dabei am besten der Hauptrichtung der Verkehrswege von der Küste ins Innere.

---

1. Die Mitte, vom Ozean bis zu den Seen.

Für die mittleren Teile des Landes ist neben einer Reihe von heute bedeutungsloseren Küstenplätzen Bagamoyo einer der ältesten Sitze des Islam. Der politische und ebenso der religiöse Einfluß desselben erstreckte sich aber nur sehr wenig über die nächste Umgebung der Küstenplätze hinaus. Die Küstenbevölkerung im Süden von Bagamoyo, um Daressalam herum, die Shombi, waren islamisiert. Obwohl sie später als sogenannte Suaheli die Vorteile der neuen Zeit auszunutzen verstanden haben, haben sie früher selbst einem so wenig gefestigten Stammesverband, wie es die heidnischen Saramo waren, nicht zu widerstehen vermocht und blieben diesen tributpflichtig. Auch die Beziehungen des Zanzibarsultans Seyid Majid zu den Saramo, der vor etwa 4 Jahrzehnten den ausgezeichneten Hafen ausnützen und seine Gründung Daressalam zur Residenz machen wollte, bestanden, soweit sie bekannter geworden, nur in Geschenken, die er gab, und nachher in Kämpfen, deren Schauplatz zuletzt Daressalam bedeutend näher lag als zuerst.

Es ist erst die neue Zeit, die zur wirklichen Befestigung und dann Ausbreitung des Islam geführt hat. Daressalam selbst

gilt heute vielfach als fast ganz islamisierte Stadt. Die Einwohnerzahl beträgt schätzungsweise (Zählungen sind bisher noch nicht vorgenommen) etwa 25000. Es gibt dort 8 bis 9 Moscheen, von denen 4 ausschließlich von Indern besucht werden.

Meine Mitteilungen über die Sektengliederung des Islam in Daressalam in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift (1910, 10 u. 11.) kann ich nach den Mitteilungen von Becker (a. a. O.) noch vervollständigen bezw. berichtigen. Die Wasuaheli im allgemeinen sind orthodoxe Moslime vom schafiitischen Ritus. Die Sudanesenaskari, die dem malekitischen Ritus angehören, gehen mehr oder weniger darin auf. Die Komorenser sind gleichfalls Schafiiten, halten sich aber in Daressalam von den andern Schafiiten getrennt. Gelegentlich (im Norden mehr als hier im Süden) vorkommende Somali sind gleichfalls Schafiiten. — Die Araber sind großenteils (Washihiri aus Hadramaut) ebenfalls Schafiiten, wogegen die Omanaraber zum guten Teil Ibaditen sind.

Becker erwähnt die Beziehungen dieser Ibaditen zu den Abaditen im französischen Nordafrika und den Besuch Soliman bin Nasors in Algerien. Im letzten Jahr erzählte mir Missionar Krelle (Berliner Mission) in Kisserawe bei Daressalam von Mitteilungen des früheren Akiden dort, Achmed bin Zahor. Derselbe ist Ibadit und wußte von einem Scheich bei Tunis, der religiöse Disputationen zwischen Mohammedanern und Christen, Evangelischen wie Katholiken, veranstalte und ein großes Ansehen dort besitze. Das beweist gleichfalls, daß jene Beziehungen auch heute noch lebendig sind.

Unter den Indern kommen in Daressalam 5 verschiedene religiöse Gemeinschaften in Frage. Zunächst ist zu teilen in Bohora, Khoja und Meman. Von diesen gehören die letzteren zum orthodoxen Islam, und zwar zum hanefitischen Ritus. Das erklärt sofort die Tatsache, daß ihre Moschee hier auch von Eingeborenen besucht wird. Die Bohora und Khoja dagegen gehören ursprünglich beide zur Schia, und zwar nicht zur schiitischen Hauptkirche, die den 12. Imam anerkennt (persische Staatskirche), sondern zu dem anderen Zweig der Schia, der den 7. Imam Ismail verehrt. Danach sind sie beide als Siebener, Ismailiten anzusprechen, gehören aber 2 scharf getrennten Sekten derselben an. Die Khoja sind Nizariten (die späteren Assasinen

von Alamut), die Bohora Mustaliiten. Das Haupt dieser Khoja ist der bekannte Aga Khan.

Auch für die beobachtete Tatsache, daß Khoja wie Bohora trotzdem nun unter sich wieder in je zwei getrennte Gemeinschaften zerfallen, bringt Becker die Erklärung. Es haben nämlich zu verschiedenen Zeiten wieder Übertritte von den Mustaliiten (Bohora) zur Orthodoxie der Sunna stattgefunden (daher die 2 Bohora-Gemeinden) und ebenso von den Nizariten (Khoja, Aga Khan) zum orthodox schiitischen Bekenntnis (daher die zwei Khoja = Gemeinden). Diese letztere Verschiebung, ich meine bei den Khoja, datiert erst aus den letzten Jahrzehnten. Gerade hier führen die Gegensätze gelegentlich noch immer wieder zum Ausbruch von Streitigkeiten.

1905 hatte ich Gelegenheit, mir in Mombasa den Empfang Aga Khans auf dem Bahnhofe mit anzusehen. Da die Verneigungen seiner Anhänger sehr gründlich ausfielen, konnte ich seinen Gesichtsausdruck recht deutlich beobachten. Es wollte mir scheinen, als ob die Gegenwart von Europäern ihm einige Auguren-Verlegenheit bereitete und ihn im Genusse der dargebrachten Huldigungen störte.

In der Nähe der Hauptstadt findet man in einer Reihe größerer Ortschaften auch schon Moscheen, aber auch tiefer im Lande selbst, so z. B. schon vor dem Aufstand (1905) in Kisangire, mehr als 100 Kilometer von Daressalam entfernt, bei Kibasira, einem der späteren Hauptführer der Aufständischen in Usaramo. Derselbe lehnte wenige Monate vor Ausbruch des Aufstandes die Errichtung einer Missionsschule mit der ausdrücklichen Begründung ab, er habe seine Moschee. Einer seiner Verwandten war dort mohammedanischer Lehrer.

Der Besuch von Moscheen ist besonders in der Stadt Daressalam im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer gering. Ähnlich steht es mit der wirklichen Durchführung des Fastens. Die nächtlichen Festmahlzeiten während des Fastenmonats lassen sich die meisten natürlich nur ungern entgehen. Es dürfte für Daressalam übrigens dasselbe gelten, was für Zanzibar gelegentlich mitgeteilt wurde, daß nämlich die Einnahmen des Markthallenpächters im Fastenmonat bedeutend höher sind als in jedem anderen Monat.

Die Zeremonie, durch die in Daressalam der Übertritt zum

Islam vollzogen wird, ist eine Art Taufe. Nach Vollziehung der vorgeschriebenen Waschungen gießt der Mwalim (mohammedanischer Lehrer) siebenmal Wasser über den Kopf des Aufzunehmenden unter Anrufung Gottes und Mohammeds. Dann erfolgt nach Anzündung eines Räucherwerks eine Ermahnung des jungen Moslim. Die Kosten des Übertritts werden in der Stadt und auf dem Lande verschieden angegeben, zwischen 40 Pfennig und etwa 3 Mark.

Die Volkssitten sind stellenweise schon sehr stark islamisch beeinflußt. Daß in Usaramo fast alle Krankheiten auf Besessenheit zurückgeführt werden, beweist ebenso den starken Einfluß islamischer Ideen. Daß der Islam seine Anhänger vom Genuß des Alkohols zurückhalte, die Meinung ist sicher nicht auf Grund Daressalamer Beobachtungen entstanden. Die immer wieder erneuten Versuche der indischen Händler, den schlimmsten Fusel etwa als Eau de Cologne oder dergl. durch den Zoll zu schmuggeln, beweisen, wie begehrt der Artikel ist. Viele Mohammedaner sind der Überzeugung, das Alkoholverbot gelte nur für ihre Lehrer; aber ein großer Teil von diesen trinkt auch.

Den Rosenkranz findet man vielfach. Die 99 Holzperlen desselben sind durch größere in 3 Abschnitte geteilt. Soweit ich bisher erfahren, wird bei jeder Perle nur „Bismillah" gesprochen, bei den größeren „Astafurula". Über die Bedeutung dieser beiden Worte herrscht unter den schwarzen Mohammedanern Meinungsverschiedenheit. Die einen meinen, das erste bedeute eine Verfluchung des Teufels und das zweite eine Ehrung Gottes, die andern umgekehrt.

Als besondere Feste werden der Ramazan (besonders der Anfang und Schluß), das idi kubwa, das „große Fest" zur Erinnerung an die Toten, und das Fest zur Erinnerung an des Propheten Himmelfahrt (27. Rajabu) gefeiert.

Die alten heidnischen Gottesurteile machen mehr und mehr den moderneren in islamischer Aufmachung Platz. Das Verständnis der Zeremonien ist oft auch bei dem ausübenden Mwalim gleich Null. Gottesurteil wie Geisterbeschwörung verschaffen diesem einen Hauptteil seiner Einkünfte. Hinzu kommt das Geld für Übertritte (in Usaramo kann nur beim Tode eines Mohammedaners ein Ersatzmann unentgeltlich aufgenommen werden), Beerdigungen, Lesenlehren, Briefstellerei und dergl. Besonders

klagen die Leute über die vielen Arbeiten (Holz- und Wasserholen usw.), die der Koranschüler neben der Bezahlung für den Unterricht dem Mwalim oft noch zu leisten habe.

Es giebt eine Richtung unter den (besonders älteren) Saramo, die nicht zur Annahme des Islam neigt. Früher feierte man deswegen oft lieber die Mannbarkeitsfeier ohne Beschneidung (nghula) im Gegensatz zur andern Form, die mit der Beschneidung verbunden ist (jando). Eine gewisse Ernüchterung der Bevölkerung brachte auch der Mißerfolg der Aufständischen 1905, in dem man wegen der überaus zahlreichen dabei beteiligten Mohammedaner ein Fiasko des Islam sah. Man lehnte es damals häufig ab, der Aufforderung der mohammedanischen Lehrer entsprechend, der jando auch den Übertritt zum Islam selbst folgen zu lassen.

Während sich so auf der einen Seite ein auch in anderen Dingen zu beobachtendes Zurückgehen des islamischen Einflusses zeigte, setzte indes die Propaganda durch starke Verbreitung der auch früher bekannten Mahdi-Lehre sofort wieder ein. Wie weit mit Erfolg, muß dahingestellt bleiben. Die letzten Nachrichten aus Maneromango lauten leider wieder dahin, daß neuerdings der jando (heidnische Beschneidungsfeier) doch wieder häufiger der eigentliche Übertritt zum Islam folgen soll. Das ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Vermutung, daß das zeitweise Zurückgehen des islamischen Einflusses in Usaramo politische Gründe hatte.

Die Hauptträger der Propaganda sind die Walimu, leider in vielen Fällen auch die Akiden und Jumben. Wer nicht mitmacht, hat einen sehr schweren Stand. Eine neue Wendung ist die, daß diese farbigen Angestellten der Regierung die Regierung und die Regierungsschule gegen die Mission und Missionsschule ausspielen. Das Verbot des Bezirksamts gegen die Buschkoranschulen ist von einem Akiden hier wie auch im Bezirk Morogoro prompt gegen Schulen, die mit der Mission in Zusammenhang standen, angewandt worden. In einem Falle ist sogar eine solche Schule durch Askari des Akiden niedergerissen worden. Der Akide selbst blieb unbestraft und erhielt leider bald darauf den schon lange beantragten farbigen Lehrer der Regierungsschule.

Aus der südlichen Gegend am Rufiji, wo keine Mission sitzt, lauten alle Nachrichten dahin, daß der Islam sehr stark anwächst. Besonders die Pflanzungsarbeiter sollen in hellen Haufen Mohammedaner werden. Der Prozeß der Islamisierung

der Pflanzungsarbeiter vollzieht sich so schnell, daß mir der der Mission freundlich gegenüberstehende Beobachter, dem ich jene Mitteilung über den Rufiji verdanke, geradezu erklärte, er halte unsere Bemühungen für völlig aussichtslos.

Über den Grund dieser Tatsache sprach sich ein Artikel der D.-O.-A.-Rundschau recht deutlich aus, der hier wie auch sonst zutreffen wird. D.-O.-A.-R. Nr. 54. 1911: „Alle Kenner des Landes, die offenen Auges unsere Neger beobachten, sind darin einig, daß der Islam ungemein große Fortschritte gemacht hat. So hat vor einiger Zeit ein Beamter sich geäußert, daß in einem Bezirk monatlich etwa 25 Mann sich beschneiden lassen und damit äußerlich und oft auch innerlich zum Islam übertreten. Solche Resultate hat wohl kaum eine evangelische oder katholische Mission bei jenen Stämmen. Woher kommt das? Eine der Hauptursachen ist auch hier: Cherchez la femme! Jährlich werden hunderte, ja tausende von Arbeitern zum Bahnbau und auf Plantagen angeworben. Sie verlassen ihre Heimat auf 6 Monate oder länger, und zwar allein. Die Frau oder auch die Frauen und Kinder müssen zu Hause bleiben, um das Feld zu bewachen und um zu ernten, oder auch, weil das Mitnehmen nicht gestattet ist. Der Neger ohne Frau sucht sich nun einen Ersatz, der in der Regel leicht gefunden ist, besonders wenn er Geld hat. Nun aber treten die öffentlichen Weiber und alle sogenannten Wasuaheli, wie sie sich nennen, die islamitisch sind, als Apostel des Islam auf. Sie weisen jeden ab, der nicht beschnitten ist, der nicht Islam ist. Sie tun das, weil hinter ihnen die islamitischen walimu (Lehrer) stecken, die jeden Unbeschnittenen, auch uns Europäer, als kafiri — Ungläubigen, Kaffer — brandmarken. Dieses Wort ist eine große Beleidigung, und die Weiber sehen es als entehrend an, sich mit einem unbeschnittenen Neger abzugeben. Der Fremdling will aber unbedingt ein Weib haben, darum läßt er sich beschneiden und auch deswegen, um nicht weiter beschimpft und verachtet zu werden. Durch die Beschneidung ist er auf einmal emporgestiegen, er darf in die Moschee und ist ein angesehener Islam, und auch er darf auf die Unbeschnittenen mit Verachtung herabsehen. So gewinnt der Islam immer mehr an Ansehen, und Syphilis und Aberglauben und Verachtung der Europäer wachsen mit dem Islam zum Schaden der Kolonie."

Aus dem Gebiet nördlich zwischen Daressalam und

Pangani berichtete die D.-O.-A.-Zeitung über die dortigen Arbeiterverhältnisse, dieselben seien auch deswegen besonders schwierig, weil die Beschaffung von Weibern für die Arbeiter so schwierig sei. Es wird weiter in Daressalam gelegentlich offen ausgesprochen, wenn man Arbeiter dauernd halten wolle, müsse man im Arbeiter-Kambi (Lager) ein öffentliches Weiberhaus bauen.

Ich bin weit entfernt davon, diese Dinge zu verallgemeinern und etwa allgemeine Vorwürfe deswegen zu erheben; aber sie müssen einmal ausdrücklich erwähnt werden. Was gerade auf diesem Gebiet der Islam für Ostafrika bedeutet, dafür noch eine kleine Beobachtung. Die stärkere Verbreitung der Lateinschrift hat dahin geführt, daß die bunten Tücher, in die sich die eingeborenen Frauen kleiden, nun auch gelegentlich mit Aufschrift in Lateinschrift verkauft werden. Der Inhalt beweist, daß die Prostitution ein unbedingtes Recht auch auf die Öffentlichkeit der Straße zu haben glaubt. Inzwischen dürfte diese neue Erscheinung wieder von den Straßen verschwunden sein. Ein Eingeborener sagte mir, daß früher in Arabisch ähnliches auf den Tüchern gestanden habe.

Von der Küste ins Innere hinein zieht sich der Einfluß des Islam besonders an der Bahnstrecke entlang. In Morogoro sah ich 1910 2 Moscheen, eine indische (Aga Khan) und eine sunnitische. Auf den größeren Bahnhöfen kann man sehr häufig mohammedanischen Lehrern begegnen. In Morogoro sah ich auf der Straße auch einen sharifu.*) Gerade wohl von dieser Gegend gilt, was O. Stollowski in „Die deutschen Kolonien", 1909, S. 175, über die seit dem großen Aufstande verschärfte Islam-Propaganda bezüglich der Schutztruppe schreibt. Ich zitiere nach Becker:

Innerhalb Deutsch-Ostafrikas äußerte sich die Neubelebung des islamischen Geistes, wie verschiedentlich berichtet wurde, und wie jedem sorgsamen Beobachter im Lande aufgefallen, unmittelbar nach der Niederwerfung des letzten großen Aufstandes erstens durch eine auffällig feierliche und strenge Absolvierung der durch den Koran vorgeschriebenen Fastenübungen während des Ramadhanmonates im Jahre 1906 und zweitens in einer ungemein regen Proselytenmacherei seit jenem Zeitpunkte. Auffallend war

*) Es giebt unter den Hadramaut-Arabern der ostafrikanischen Küste einige Familien, deren männliche Mitglieder, sharifu genannt, ganz der religiösen Betrachtung und dem Gebet leben sollen, und die von ihren Glaubensgenossen mit Handkuß begrüßt werden. Sharifu soll mit shufraa zusammenhängen, und es soll sich dabei um Nachkommen Mohammeds handeln.

für mich besonders, daß die Träger dieser Propaganda vielfach die altgedienten Sudanesen-Askari der Schutztruppe waren und wohl jetzt noch sind. Sie suchten insbesondere unter den jungen, heidnischen Rekruten der Truppe und der Landespolizei und unter den durch Intelligenz und durch Stammeswürden hervortretenden Eingeborenen ihre Zuläufer mit großem Erfolg. In jener Zeit wurden z. B. auch meine drei persönlichen Diener, die bereits lange Zeit in meinen Diensten standen und bislang heidenechte Wanyamwesi und Wasaramo waren, plötzlich zu meinem Erstaunen Mohammedaner und gaben sich nach erfolgter Beschneidung mit sichtlicher Begeisterung den für einen Neger eigentlich recht unbequemen, zahlreichen religiösen Exerzitien hin. Als ein weiteres nicht zu unterschätzendes Sympton dieser Bewegung muß auch noch die Tatsache festgestellt werden, daß in neuester Zeit ein offenkundiges Einvernehmen zwischen den altgedienten, als Händler und Ansiedler ziemlich zahlreich im Lande befindlichen Sudanesen und dem Arabertum eingetreten ist, welchem freundlichen Verhältnis selbstverständlich auch die zurzeit noch aktiv dienenden Sudanesen-Askari sich angeschlossen haben. Noch während des Aufstandes bestand eine grimmige Feindschaft zwischen diesen beiden Volksrassen.

Wie weit aber trotz solcher Vorgänge auf den Regierungsplätzen die Stämme selbst von der Annahme des Islam entfernt sein können, beweist ein Bericht von einer katholischen Mission in der Gegend von Kilossa, der in dem Monatsblatt Rafiki yangu (1910 Nr. 4) veröffentlicht ist. Ein dortiger Eingeborener war während einer Reise zur Küste Mohammedaner geworden. Deswegen wollte ihn seine heidnische Frau bei seiner Rückkehr nicht mehr anerkennen, und es gab sehr lange Verhandlungen, bis die Sache endlich dadurch geregelt wurde, daß der Mann ausdrücklich vom Islam wieder zurücktrat. Die von dem katholischen Pater in jenem Fall befolgte Praxis wird allerdings nicht nur bei uns ernstes Kopfschütteln hervorrufen.

Trotzdem dringt aber der Einfluß des Islam über Kilossa und Dodoma zugleich mit der Bahn immer weiter vor und scheint neuerdings auch in den Landschaften Usagara und Ugogo stark anzuschwellen. Für die erstere Landschaft stehen mir Mitteilungen von Missionar Rees (church missionary society) zur Verfügung. Danach ist der Islam dort schon vor 13 Jahren bekannt gewesen. Eine Reihe von Moscheen und auch einige wenige Koranschulen sind bekannt. Die dort ansässigen Küstenmohammedaner halten wohl die Gebetszeiten, die eingebornen sogenannten Mohammedaner wissen nichts davon. Muezzins sind nicht bekannt. Von Erfolgen des Islam gegenüber dem Christentum ist nur der Über-

tritt eines Katechumenen und einer Christin bekannt. Die Speiseverbote werden sehr beachtet, von Alkoholverbot ist nichts bekannt. Von einer bestimmten Gegend, Ibokwa, 3—4 Tage N.-O. von Berega, wird berichtet, daß die dortige Bevölkerung seit 9—10 Jahren sehr zur Annahme des Islam neige. In Usagara soll weiter gerade der indische Händler der eifrigste Propagator sein. Diese auffallende Beobachtung wird allerdings nur als Meinung („I think") ausgesprochen. Was zur Begründung hinzugefügt wird, bezieht sich ebenso auf Händler im allgemeinen. Ich bin daher noch nicht unbedingt von der Richtigkeit der Vermutung überzeugt. Jedenfalls aber haben wir, so lange für ein Gebiet (ähnlich urteilt übrigens auch Roehl am Kivusee) eine Propaganda durch Inder vermutet oder gar nachgewiesen wird, allen Grund, der Sache weiter nachzugehen. Mekkapilger sind nicht bekannt. Die Mahdilehre spielt, soweit bekannt, auch noch keine Rolle. Von besonderen Predigten ist auch nichts bekannt geworden. Religiöse Orden sind gleichfalls unbekannt, ebenso wie Sektengliederung.

In Ugogo trat nach Missionar Westgate-Mvumi (church missionary society) der Islam gleichzeitig mit der Eröffnung der Karawanenstraße und der öffentlichen Märkte auf. Etwa 12 Moscheen und Koranschulen sind bekannt. Gebetszeiten werden eingehalten, feierlicher Übertritt wird nicht vollzogen. (Letzteres beschränkt ersteres wohl stark. — D. Verf.). Mohammedanische Sitte und Volkssitte gehen vielfach ineinander über (Beschneidung, Polygamie, Speiseverbote). Alkoholverbot wird nicht streng durchgeführt. Der Stamm der Wagogo neigt nicht besonders zum Islam, ist sehr konservativ und selbstzufrieden. Als Träger der Propaganda kommen im allgemeinen die Händler in Frage (auch hier werden bei der Einzelaufzählung die Inder genannt). Über Sekten ist nichts Genaueres festgestellt. Mekkapilger sind bekannt, aber nicht aus den dortigen eingeborenen Wagogo. Mahdilehre ist bekannt, wird aber nicht öffentlich verbreitet. Mohammedanische Predigten sind unter den Wagogo nicht üblich. Religiöse Orden sind nicht bekannt. Die Tatsache, daß die Lehrer in den Regierungsschulen Mohammedaner sind, ist dem Islam günstig.

Wie auch auf dieser Linie die Bahn den islamischen Einfluß mehr und mehr ins Innere trägt, veranschaulicht Missionar Gaarde, der die Bahnmission der Brüdergemeine seit Ende 1910

aufgenommen hat (Missionsblatt der Brüdergemeine 1911, S. 103): „Gewaltig auf dem Plan sind auf der ganzen Bahnstrecke die Mohammedaner. An belebten Straßen und auf den Märkten sitzen sie und lesen ihren Koran. Vorübergehende müssen sie hören. Das übt auf den heidnischen Neger seine Wirkung aus, wenn auch zunächst nur indirekt. Er weiß, daß die Küstenleute ihn nicht achten und fühlt das. Aber es gibt ein sicheres Mittel, die Verachtung abzuschütteln, nämlich den Übertritt zum Islam. Jeder, der durch die Beschneidung aufgenommen ist und das „La ilaha illa llahu; Mohammedu Rasulu allah!“ (Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet) stammeln gelernt hat, gilt als ein „Bekenner“ des Islam und wird von den stolzen Küstenleuten als einer ihresgleichen betrachtet. Ich habe solche Leute gefragt, wer Mohammed eigentlich sei. Sie haben nicht antworten können. Ja, selbst manche Küstenleute wußten es nicht.“

Wieder einen Schritt weiter nach Westen über Ugogo hinaus kommen wir zu den Wanyamwezi und Wasukuma. Diese galten bisher nach Becker noch als unberührt. Das soll aber in der letzten Zeit anders geworden sein. Meiner Kenntnis nach hat sich dieser Prozeß schon seit fast zehn Jahren angebahnt. Wie weit er dort oben in die Erscheinung tritt, dafür sind die Mitteilungen von Missionssuperintendent Löbner (Brüdergemeine) lehrreich:

„In Kitunda ist die Sultanin wahrscheinlich seit zwei bis drei Jahren Mohammedanerin; aber von strenger Befolgung der religiösen Vorschriften ist nicht viel zu merken. Besonders tritt die Beobachtung der mohammedanischen Speisegebote hervor. In Sikonge wohnen seit ca. 16 Jahren viele Küstenleute, die Mohammedaner sind. Dieselben kommen aus der Gegend von Kilimatinde. In Sikonge besteht auch eine Koranschule. Der mwalim ist in Bagamoyo ausgebildet und hat fünf bis sechs Kinder in der Schule. Arabisch lesen können dort höchstens fünf bis zehn, verstehen vielleicht drei, d. h. abgesehen von den dort wohnenden Arabern und Indern. Die Gebetszeiten werden von den wenigsten Eingeborenen innegehalten. Dagegen wird auf Beschneidung, rituelles Schlachten und auf Meiden christlicher Gotteshäuser starkes Gewicht gelegt. Ebenso scharf tritt die Verachtung aller Nichtmohammedaner hervor. Die Walungwana (Küstenleute) sind ebenso abergläubisch wie die Heiden, vielleicht mit etwas Variation.

Die dawa (Zaubermedizin) spielt dieselbe Rolle. In ihrem Hauptdorf gibt es mehrere Geisterhütten, wie sie die heidnischen Wanyamwesi bauen. In Usoke ließ sich ein geborener Zanzibarit von den mazwezi (Geheimbund der heidnischen Watusi) behandeln. Das Alkoholverbot wird teilweise beachtet. Die Träger der Propaganda sind Walungwana und Araber. Die Inder sind meist gleichgültig. Viele wissen überhaupt nicht, was für eine Religion die Inder haben. „Mali tu“ (einzig das Geld) hieß es einmal am Lagerfeuer, als sich die Begleiter meines Gewährsmanns über die Religionen der verschiedenen Völker (Deutsche, Araber usw.) unterhielten. Über alle wußte man ungefähr Bescheid, nur über die Inder nicht. Da fand einer für die indische Religion diese Definition. Sektengliederung ist unbekannt. Mekkapilger sind bisher nicht vorhanden. Die Mahdilehre soll ziemlich unbekannt sein. Gepredigt wird gelegentlich von durchreisenden Walimu aus Tabora. Der Einfluß der Regierungsschule ist dem Islam eher förderlich als hinderlich. Vor ein paar Wochen kam ein in Tanga ausgebildeter Lehrer, der jetzt in Tabora angestellt sein soll, durch Sikonge im Auftrag der Boma (Bezirksamt) in Tabora. Er leitete ein Gebet in unserem Hauptdorf. Ein anderer hat einen Laden, ist aber nicht fanatisch.“

Die Landschaft Uha ist erst sehr wenig vom Islam berührt, doch sind seine ersten Pioniere wohl schon überall auch bis zur Westgrenze unserer Kolonie vorgedrungen. Ujiji war schon zu Livingstones Zeit Stapelplatz der Araber und Küstenleute.

---

2. Die südliche Linie.

Zwar vollzieht sich die Öffnung der nördlichen Njassaländer jetzt mehr und mehr von der Zentralbahn aus, allein die älteren Wege des Islam zum Njassa waren mehr die südlichen als die nördlichen, und so mag es von hier aus gerechtfertigt erscheinen, den Islam in den Njassaländern erst an dieser Stelle zu besprechen.

In den ganzen südlichen Küstenlandschaften vom Rufiji bis zum Rovuma fehlt es abgesehen von der Universitätenmission und den Benediktinern im Bezirk Lindi ganz an Missionen. Ge-

rade hier aber hat sich die Mekkabriefaffäre 1908 abgespielt. Der Brief selbst, und was sich daran anschloß, findet sich bei Becker a. a. O. S. 43 ff. (Die Beckersche Übersetzung des Briefs vergl. unten S. 45.) Es ist zu der Darstellung nur noch hinzuzufügen, daß die Anzeige durch Askari zeitlich erst erfolgt ist, nachdem bei den nächtlichen religiösen Übungen mohammedanische Lehrer sich unsittliche Handlungen an Askarifrauen hatten zuschulden kommen lassen. Zur rechten Beurteilung dieser Fragen empfehle ich besonders auch, den Artikel von Missionsinspektor Axenfeld in den Berliner Missionsberichten „Islam und Christentum im D.-O.-A.-Aufstand von 1905" (1911, S. 3) zu vergleichen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade diese von Missionsstationen noch nicht durchsetzte Ecke der fruchtbarste Boden für alle möglichen politisch-religiösen Treibereien ist, deren letzte Auswirkungen in den angrenzenden Gebieten oft noch mehr oder weniger zu spüren sein werden. So hatte ich in Usaramo schon während des ostafrikanischen Aufstands 1905/06 Beobachtungen gemacht, die für diese Landschaft eine sehr starke Beteiligung des mohammedanischen Elements bewiesen und die Vermutung nahelegten, daß an anderen Stellen ganz ähnliche Dinge zu beobachten sein würden. Der damalige Gouverneur, Graf Götzen, gab die Bedenklichkeit der Erscheinungen zu, blieb damals aber noch bei der Meinung, daß das mohammedanische Element in jenem Aufstand noch keine besondere Rolle gespielt habe. Er hat später dann selbst den Brief von der „Flasche des Propheten Mohammed" mitgeteilt, durch den ein Führer der Aufständischen einen anderen Häuptling zum Mitmachen bewegen wollte, und heute ist erwiesen, daß ein „Mekkabrief" schon damals auch unter Angehörigen der Schutztruppe verbreitet wurde. Auch jetzt wieder sind die Spuren des Mekkabriefes von der Universitätenmission selbst am Njassa festgestellt worden. Das alles sind Dinge, die nicht nur religiös von Bedeutung sind, sondern vor allem politisch von den verantwortlichen Stellen sehr ernst genommen werden müssen.

Das Vordringen des Islam in die von Missionen besetzten Gebiete am Njassa hat in den letzten Jahren starke Fortschritte gemacht. Zeigte sich der Islam noch vor wenig Jahren stärker nur erst an den Grenzen des Inland-Gebiets unserer Berliner Mission, so ist nach dem Jahresbericht für 1909 seine Propaganda schon an verschiedenen Stellen in diesem Gebiet selbst fest-

gestellt. Nach Missionssuperintendent Schumann (Berliner Mission) ist der Islam schon 1899 in den südöstlichen Landschaften Matumbi und Lulanga vorhanden gewesen. Bekannt sind jetzt in Imalinyi zwei und in Masagati eine Moschee. Am ersten Ort wird dreimal täglich das Gebet verrichtet. Von feierlichem Übertritt durch Taufen ist noch nichts bekannt, wohl aber von solchem durch Beschneidung, die bei den Bena nicht Volkssitte ist. Wo der Islam sich festgesetzt hat, ist die strenge Bantusitte wider Ehebruch verschwunden, selbst Häuptlingsfrauen gelten seitdem nicht mehr als unbedingt unantastbar. Ferner folgt dem Islam, auch nach dem Urteil der Eingeborenen, Verminderung der Kinderzahl und die Prostitution. Alkoholverbot spielt keine Rolle, weder bei Askaris noch bei anderen Mohammedanern. In Matumbi und Lulanga sind die Häuptlinge nach Aussage vieler Leute dem Islam nur beigetreten, weil sie dann angesehener sind. Besonders das ewige Gehänsel durch die Soldaten war ihnen zuviel. Viele Untertanen folgten dem Häuptling. Als Träger der Propaganda kommen die Küstenleute insgesamt in Frage. Sektengliederung des Islam ist unbekannt, ebenso Mekkapilger. Auch die Mahdilehre soll unbekannt sein. Über eine Predigt in Iringa ist folgendes bekannt: Wenn jemandes Haus abbrennt, soll jeder Mann 1/2 Rupie und jede Frau 1/4 Rupie steuern, damit der Abgebrannte sich ein neues Haus baue. Ebenso wenn er sich vergeht und Buße zahlen muß, ebenso wenn er heiraten will. Die beiden letzten Punkte riefen Kopfschütteln hervor. Religiöse Orden sind unbekannt. Besonders hervorstechend ist der Einfluß der Soldaten sowie aller übrigen Angestellten der Regierung. Da der Soldat mehr gefürchtet ist als der Europäer, muß nach Ansicht der Eingeborenen auch seine Religion empfehlenswerter sein. Es liegen zahlreiche Beispiele vor, wo Übergetretene als Grund nur die Hänselei angeben und sich nachher schämen, darauf hereingefallen zu sein.

Bezeichnend ist folgendes Anliegen, das Vertreter der eingeborenen Gemeinden im Jahre 1910 der Synode Heheland (Berliner Mission) vorlegten: Der Islam breite sich immer schneller aus, während das Christentum nur langsame Fortschritte macht. Die Christen würden sogar von den Mohammedanern Schensi tituliert und beschimpft, weil sie nicht beschnitten seien. Welchen Grund hätten die Mohammedaner, sie so zu behandeln? Seien

diese die Herren des Landes? Von den Eroberern des Landes wüßten sie, daß sie nicht zum Islam gehörten. Den Eroberern des Landes sei es nach ihrer Überzeugung ein Leichtes, dem Vordringen des Islam einen Damm entgegenzusetzen dadurch, daß sie den Islam nicht begünstigten. Wenn z. B. Askari jeden Schensi titulieren, der nicht beschnitten sei, so seien sie im Zweifel, wer eigentlich Herr im Lande sei.

Auf eine weitere Frage, ob sie fürchteten, daß die Sache auch eine politische Seite hätte, daß sie etwa einen Aufstand seitens des Islam befürchteten, fügten sie ausdrücklich hinzu, daß sie an diese Gefahr allerdings auch dächten.

Endlich erhielt ich noch Auskunft von Missionssuperintendent Meyer-Rungwe (Brüdergemeine). Danach dürfte der Islam in Altlangenburg bald nach Anlage dieses Platzes, also 1894, eingezogen sein. Auch Songwe (1898 gegründet) und später Mwaya hat Mohammedaner in größerer Zahl gehabt. Im jetzt verlassenen Utengule saßen mehrere Araber, und dort dürfte auch der Islam seine Wirkung ausgeübt haben. Mit der Aufhebung der Stadt verschwand er. Bekannt sind Moscheen in Mwaya und Neulangenburg. Auch bei Ikombe und der Außenstelle des Bezirks in Itaka soll eine sein. Koranschüler gibt es in Neulangenburg. An anderen Stellen werden sie wohl auch sein. Ob regelmäßig die Gebetszeiten gehalten werden, steht nicht fest. In Neulangenburg ist es gelegentlich beobachtet worden. Ebenso sind dort wie in Mwaya feierliche Übertritte vorgekommen. Die Volkssitte ist wohl noch nicht stärker durch den Islam beeinflußt. Keiner der dortigen Volksstämme sympathisiert mit dem Islam. Der Häuptling Mwakalukwa soll indes Hinneigung gefaßt haben. Predigten sind bisher nicht beobachtet, dagegen ausgeschlossene Christen zum Übertritt aufgefordert worden. Die jetzt in Neulangenburg bestehende Schule leitet ein eingeborener Christ. Auf der Nebenstelle Itaka (in Nyika) eröffnet gleichfalls die Mission eine Schule.

Endlich wird von Missionar Bachmann (Brüdergemeine) über den Stamm der Wabungu im Bezirk Langenburg die auffallende Nachricht mitgeteilt, daß derselbe etwa durch zwei Generationen mohammedanisch gewesen, heute aber wieder heidnisch sei.

3. Die nördlichen Teile Deutsch-Ostafrikas.

In Tanga gibt es nach Angabe von Missionar Gleiß (Bielefelder Mission) zurzeit drei indische Moscheen, zwei der Bohora und eine der Khoja[1]) (letztere mit täglicher Koranschule für Inderkinder), die von Schwarzen nicht besucht werden. Daneben aber gibt es eine große wellblechgedeckte und neun kleine Lehmmoscheen (d. h. die Wände bestehen aus Stangen und Ruten, die mit Lehm beworfen sind) mit Makuti- (Palmblätter-) Dach, eine davon mit einem primitiven Minarett. Außerdem gibt es mindestens drei Koranschulen mit Suahelilehrern. Der Besuch der Moscheen ist gering, besonders seitens der Araber und Schwarzen, seitens der Inder stärker.[2]) Viele sogenannte Mohammedaner sind nie regelrecht durch Taufe aufgenommen worden noch unterrichtet. Sie machen die Sache eben nur mit. Wichtig ist der mit der Taufe gegebene Name. Frauen werden vor islamischer Ehe getauft.

Islamische und Volkssitte sind völlig verwachsen. Andererseits aber scheidet man Besessenheit durch Geister der Ungläubigen und durch solche der Gläubigen. Für erstere sind die heidnischen Medizinmänner, für letztere die walimu (mohammedanische Lehrer) mit ihren Amuletten zuständig. Auf nicht synonyme Mittel reagieren die Geister nicht. Von der Hefe gereinigten Palmwein trinkt man als Mohammedaner, auch eigentlichen Palmwein trinken viele.

Arbeiter aus dem Inland finden sich noch als Nichtmohammedaner, doch hört man auch die Antwort: „Ich weiß nicht, ob ich Mohammedaner oder Heide (kafiri) bin." Träger der Propaganda sind nicht Inder und Araber, sondern Suaheli. Sie wirken nicht durch eigentliches Predigen, wohl aber durch Dispute auf ihren Veranden, besonders aber durch Spott gegen alles Nichtislamische.

Nur ein geringer Teil trägt den Rosenkranz. Mekkapilger

1) Vermutlich dürfte es sich bei den Bohora um 1. Schiiten, und zwar Mustaliiten und 2. um zur orthodoxen Sunna zurückgetretene Mustaliiten, bei den Khoja um Nizariten handeln. D. Verf.

2) Daß hierbei noch andere als kultische Gründe mitsprechen, beweist die in Usaramo weit verbreitete Meinung: Wenn die Inder viel in die Moschee gehen, steigen die Reispreise. Die Moschee dient auch wohl in Tanga gleichzeitig als Börse. D. Verf.

sind vorhanden, wenn auch scheinbar nicht viele. Die Regierungsschüler halten es für unwürdig, nicht Mohammedaner zu sein, wenn auch die Koranschulen durch die Regierungsschule vermindert sind.

Für das unmittelbare Hinterland von Tanga, Digo, sind mir die Mitteilungen eines jungen Eingebornen zur Verfügung gestellt, der seit seiner Geburt Mohammedaner war. Danach gab es schon 1894 im Digolande Mohammedaner. Das damalige Zentrum war wohl Moa. Dasselbe ist jetzt zwar klein geworden, hat aber durch seinen Akiden, den einzigen Mekkapilger im Lande, mohammedanisch große Bedeutung. Moscheen finden sich fast in jedem Dorf und Dörfchen, ohne daß man in den meisten betende Leute trifft, außer in Gombero (im Westen) und Moa (im Osten).

Kinder, Knaben und Mädchen, mohammedanischer Eltern werden bald nach der Geburt getauft und erhalten dann ihren Namen. Zum kleineren Teil lassen sich die Digo, die Mohammedaner werden wollen, taufen, was sofort nach Äußerung ihres Wunsches in einem Teich durch einen mwalimu geschieht. Sie werden mit einem neuen Namen genannt, dann in die Moschee gebracht und in der Gebetsausübung unterrichtet. Sechzehnmal am Tage wird das Gebet geübt. Diese Taufe ist umsonst, nur die Frauen müssen für die Taufe eines Kindchens 1/4 Rp. zahlen. Eine Zitrone (wie z. B. in Niederländisch-Indien) spielt hier keine Rolle. Sehr viele verzichten indes auf die Taufe, sehen aber, hinter den vorne stehenden Betern stehend, diesen die Bräuche ab und gelten auch als Mohammedaner. Überhaupt gilt es als gebildet, Mohammedaner zu sein.

Mohammedanischer und Digo-Brauch gehen durcheinander. Der Mohammedaner opfert mit den Digo auf den Gräbern, spricht vom mzimu (Geist des Verstorbenen) wie der Digo. Hilfe bei Krankheit wird gleicherweise beim heidnischen Medizinmann wie beim mohammedanischen Lehrer gesucht. Eine klare Scheidung und Abkehr vom Heidentum findet nicht statt. Die Beschneidung der Mädchen wird vom Mohammedaner scharf verspottet als Unrecht, aber doch läßt der mohammedanische Digo seine Tochter beschneiden, ebenso wie er nicht der mohammedanischen Sitte folgt, seine Jungen erst in reiferen Jahren beschneiden zu lassen, sondern er beschneidet sie wie die Heiden als kleine Kinder.

Der Lehrer des Berichterstatters trank selbst und sagte seinen Schülern nichts vom Alkoholverbot. Ein Teil der Mohammedaner trinkt weiter, ein Teil nicht. Ein großer Teil ist überhaupt nur im Fastenmonat Mohammedaner. Zum Teil trinken sie nur ungegorenen Palmwein.

Träger der Propaganda sind die Akiden von Goa und Gombero mit etlichen Suahelilehrern. In Gombero werden die Leute zum Teil mit Gewalt in die Moschee gebracht. Dort sitzen ein großer und etwa 10 gewöhnliche walimu. Die Inder und jedenfalls die Araber besuchen die Moschee zusammen mit den Schwarzen. Eigentliche Predigten finden wohl nicht statt, außer bei den Festversammlungen im Fastenmonat. Die farbigen Lehrer an Regierungsschulen sind alle Mohammedaner und beeinflussen ihre Schüler mohammedanisch. An Frauen sind außer den Frauen der walimu (moham. Lehrer) kaum betende Frauen da. Die wenigen aber besuchen eigene Moscheen, getrennt von den Männern.

Während die Taufe umsonst ist, beträgt die erstmalige Gabe an den Lehrer 2 Rupie. Weiterhin hat jede neugelernte Sure ihr besonders zu bringendes Geschenk, ein weißes, ein schwarzes Huhn, eine Last Brennholz, einen Korb Maismehl usw. Am Schluß des ganzen Unterrichts muß der Schüler 10 Rp. zahlen, für besonderen Unterricht über die ahera (Totenreich) 30 Rp. extra. Diese letztere Ausgabe war dem Vater des Berichterstatters, der strenger, wenn auch Palmwein trinkender Mohammedaner ist, zu viel. Doch hat der Berichterstatter gut arabisch schreiben und lesen gelernt.

Ein anderes Bild bietet West-Usambara. Nach Wohlrab, Präses der Bielefelder Mission in Usambara, war es 1891 dem Islam noch verschlossen. Es gab im Lande wohl einzelne Mohammedaner, aber dieselben waren an der Küste getauft, lebten fast ganz im Heidentum und traten nicht als Vertreter einer besonderen Religion auf. Die Stimmung des Volkes und auch größerer Häuptlingskreise war gegen die Mohammedaner. Diese waren als Sklavenhändler gefürchtet und gehaßt. In der ersten Versammlung mit den Häuptlingen in Mlalo wurde die Niederlassung der Mission im Lande davon abhängig gemacht, ob die Missionare auch wirklich keine Beziehungen zu den Arabern hätten. Im Norden von Westusambara hat der Islam seinen Einzug gehalten, als der erste karani (farbiger Sekretär) von der Regierung in Mlalo eingesetzt wurde.

Dieser karani, Mbukuzi, begann sofort eine stille Propaganda und baute in Mlalo eine Moschee. Wegen Veruntreuung wurde er schließlich abgesetzt und die Moschee geschlossen; aber der Islam blieb. Gleichzeitig mit dem karani begann der Händler Isihaka, ein Digo, Jungen, die ihm im Laden halfen, in arabischer Schrift zu unterrichten, taufte sie und hielt mit ihnen Koranschule. Die weitere Ausbreitung des Islam über ganz Westusambara hat sich von Wilhelmstal, dem Sitz des Bezirksamts, aus vollzogen. In der ersten Zeit bestand die eingeborne Beamtenschaft vorwiegend aus Mohammedanern. Diese machten es denen, die mit der Regierung in Beziehung kamen, in erster Linie den Häuptlingen, klar, daß die „waserkalini" (Regierungsleute) Mohammedaner sein müssen. Die gegenwärtig einflußreichsten Akiden, Tupa in Bungu und Ngome in Süd-Pare, sind in Westusambara Mohammedaner geworden. Diese großen Akiden und Häuptlinge haben dann den Islam unter die kleinen Häuptlinge gebracht, indem sie sie bei ihren Besuchen so lange als makafiri beiseite schoben, bis sie Mohammedaner geworden waren. Manche haben sich nur infolge des starken gesellschaftlichen Druckes taufen lassen.

Als Zeitpunkt des Einsetzens der Propaganda des Islam in Westusambara kann man wohl den Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnen. Daß diese Propaganda mit der Gesamtpropaganda des Islam in D.-O.-A. in Verbindung steht, zeigt folgendes: Als Johanssen (Bielefelder Mission) auf einer Reise nach Uganda mit Mohammedanern in ein Gespräch kam, und diese von ihm hörten, daß er von Mlalo komme, sagten sie ihm sofort: „Dort war früher Mbukuzi, den habt ihr Missionare vertrieben." Sie waren über die Verhältnisse völlig orientiert. Die Inder treiben in Westusambara gar keine Propaganda. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit ihrem Handel. Träger der Propaganda sind Küstenleute und fanatisierte Schambala. Als Mekkapilger ist ein Halbinder bekannt, der im vergangenen Jahr die Reise machte

Ob z. Zt. überhaupt eine Moschee in Westusambara existiert, ist zweifelhaft, jedenfalls gibt es im Norden des Landes keine. Vielleicht hängt das mit der Schließung der Moschee zugleich mit der Absetzung des Mbukuzi zusammen, d. h. vielleicht fürchten sich die Leute seitdem, sich durch Moscheebau mißliebig zu machen. Eine Koranschule besteht in Mlalo, der Händler Muhamadi führt dort die Schule des Isihaka fort. Sonst soll es noch keine

Koranschulen im Lande geben. Das Morgen- und Abendgebet wird von vielen geübt; zu gewissen Zeiten, im Fastenmonat, werden auch alle 5 Gebetzeiten innegehalten. Seit 2 Jahren halten im Norden des Landes die Mohammedaner am Schluß des Fastenmonats gemeinsam eine große Gebets-Versammlung ab.

Die Volkssitte ist insofern schon islamisch beeinflußt, als bei heidnischen Opfern das Opfertier, das sonst erstickt wurde, im letzten Augenblick noch schnell geschächtet wird, falls Mohammedaner teilnehmen. Der mohammedanische Geisterglaube war schon vor dem Einzug des Islam dem Schambala bekannt. Vom Alkohol sollen sich die Mohammedaner des Landes im Großen und Ganzen wohl noch ziemlich fern halten. Ältere Leute werden noch von dem Verbot, das Fleisch gefallener Tiere zu genießen, abgestoßen. Auch erscheint ihnen der Aufwand bei mohammedanischen Festen zu kostspielig. Unter der heranwachsenden Jugend läßt sich aber schon eine Strömung zum Islam hin bemerken. Sie dünken sich zu vornehm, um Heiden zu bleiben, und der Islam ist ihnen ein willkommener Flitter.

Von der Mahdilehre hat man bisher in Westusambara wenig gehört, doch ist bekannt (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, Mai 1911, S. 85), daß Heiden zu ihren christlichen Verwandten von der Zeit reden, wann einmal die Europäer aus dem Lande verschwinden werden. Dieser Gedanke komme wohl nicht aus dem Volke selbst, sondern stamme von den Mohammedanern. Im übrigen bildet der jüngste Tag den Mittelpunkt der mohammedanischen Erwartung dort.

Für das Kilimandscharogebiet liegt ein diese Dinge ausführlich behandelnder Synodalvortrag von Missionar Gutmann (Leipziger Mission) vor. (Ev. luther. Missionsblatt 1911, Nr. 10—12.) Händler und Soldaten sind danach auch dort fast ausnahmslos Anhänger des Islam, und was immer deutlicher wird, auch seine bewußten Propagandisten. An allen Handels- und Regierungsplätzen und Eisenbahnstationen, längs aller Handelsstraßen und, wie feststeht, auch auf den Regierungsschulplätzen wird Allah angerufen und Mohammed verkündigt, alles auf dem Vehikel einer Sprache, die an allen Plätzen der Kolonie verstanden und als Kulturträgerin mit ehrfürchtiger Scheu von allen auch angenommen wird. Dazu kommt als weiteres begünstigendes Moment: Die Vertreter des Islam werden als

Vertreter überlegener Kultur anerkannt, die noch nicht von den Weißen, den oft unbeliebten Herren, und ihren Intentionen herrührt. — Die Wadschagga werden wirtschaftlich und geistig immer mehr von der sich erschließenden Steppe beherrscht und beeinflußt werden. Die farbigen Christen haben schon mehrfach mohammedanische Brüder und Verwandte. — Wir haben es schon gar nicht mehr mit zufälligen Ereignissen, sondern mit einer zielbewußten Propaganda auch bei uns zu tun. Kürzlich wurde bekannt, daß ein mohammedanischer Lehrer seit 5 Monaten jede Woche regelmäßig in die Moschilandschaft Sango kam, um dort den Leuten zu predigen. Die Leute sollen ihm zugestimmt und seine Geschichten für gut befunden haben. Der Bruder des unteren Bezirksvorstehers (Akiden) hat sich samt seiner Frau schon mohammedanisch taufen lassen. Die Predigt unterstützte er durch Schlachtfeste, die er den Leuten gab, und durch Einladungen nach seiner Kapelle in Mbujuni, wo er die Leute mit Reis traktierte. Im ganzen sind in dieser Landschaft allein 4 Ehepaare mohammedanisch getauft. Nur 10 Minuten von der Missionsstation entfernt wohnt ein weiterer Arbeiter, der Mohammedaner geworden ist. Im unteren Teil hat sich ein Vornehmer mohammedanisch taufen lassen und versucht, auch seine Weiber und Kinder dazu zu bewegen. Ein aus Daressalam überwiesener Katechumen ist auf der boma (Bezirksamt) gleichfalls Mohammedaner geworden. In der Landschaft Schia befindet sich jetzt ein verheirateter älterer Mann im islamischen Unterricht. Er ist nicht etwa als Arbeiter mit dem Islam in Berührung gekommen, sondern dadurch, daß er viele Felder in der Steppe anlegte.

Auf der Boma (Bezirksamt) in Moschi, wo sich eine Moschee und eine Koranschule befinden, wird am eifrigsten Propaganda getrieben. Alles, was dort nicht christlich ist, ist mohammedanisch oder hält sich doch dazu. Als die Missionsstation Moschi gegründet wurde, wurde von der Mission in der Boma auch eine Askarischule mit Kisuaheli als Unterrichtssprache eingerichtet. Später aber ist die Schule leider eingegangen. Man wünschte eine Regierungsschule. Der Plan zerschlug sich. Darauf ist aber auch der Mission die Schule nicht wieder übergeben worden. — Die mohammedanischen Missionare sind überall die Förderer eines pannegritischen Idealismus.[1])

1) Hier möchte ich auch auf im Evangelisch-lutherischen Missionsblatt (Jahrgang 1910) veröffentlichte Mitteilungen über das Auftreten einer

Weiter über den näheren Radius der Gleisspitze hinaus scheinen die Mohammedaner bisher nur weniger Einfluß zu haben. Die Masai sollen nach Becker („Material zur Kenntnis des Islam in D.-O.-A." Islam, 2. Jahrgang 1911, S. 15) sich dem Islam gegenüber völlig ablehnend verhalten. Daß der Islam aber am Ufer des Viktoria Nyansa bereits festen Fuß gefaßt hat, besonders in Muansa im Süden, wie in Bukoba im Westen, bestätigt auch Becker. Bezeichnend ist, daß auch die Afrika-Inland-Mission in Britisch-Ostafrika bei ihrer letzten Zusammenkunft die Islamfrage ausführlich verhandelt hat, und daß der in Nasa, am Südufer des Nyansa, also im deutschen Gebiet, arbeitende Missionar dieser Gesellschaft das Referat hatte. — Daß gerade in dieser Gegend sich eine bewußte Propaganda ganz deutlich beobachten läßt, beweist Beckers Mitteilung (a. a. O. S. 13): „Mir ist aus Bukoba am Viktoriasee von autoritativer Seite berichtet worden, daß dort ein Bedshaush für jeden Neubekehrten zwei Rupien zahle. Das Geld soll dort von Zanzibar kommen."

Beckers weitere Äußerung, daß der Islam in Ruanda und Urundi bisher noch keinerlei Erfolge zu verzeichnen habe, ist leider inzwischen durch die Ereignisse schon überholt. Schon vor längerer Zeit berichtete Missionar Roehl (Bielefelder Mission) über das Auftreten eines zum Islam übergetretenen Europäers dort. Ob der gerade dadurch viel Anhänger des Islam gewonnen, ist mir zweifelhaft. Ernster sind die Nachrichten, daß selbst am Südufer des Kivusees, in Ischangi, schon das Vorhandensein einer Koranschule festzustellen war.

Noch ausführlichere Nachrichten bringt von demselben Gewährsmann die Julinummer 1910 der Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, S. 132/133:

Die mohammedanischen Zentren im südwestlichen Ruanda sind die frühere Militärstation Ischangi und die im letzten Jahre entstandene Händlerkolonie Wugarama, die unmittelbar am Russisi, an dessen Austritt aus dem Randgebirge liegt, ungefähr an

neuen Krankheitsart in Pare hinweisen, die als Besessenheit von den Eingeborenen angesprochen wurde. Wie es den Anschein hat, war in jener Gegend Krankheitsbehandlung in Form von Geisteraustreibung früher nicht bekannt. Jetzt tritt sie gleichzeitig mit dem Islam auch dort auf, ein neuer Beweis dafür, wie der Islam den Aberglauben der Neger nur vermehrt. D. Verf.

der Grenze von Ruanda und Urundi. — Eine noch viel stärkere Entwicklung hat die mohammedanische Händlerkolonie in Wugarama genommen, und zwar erst im Laufe des letzten Jahres; denn hier sind annähernd 100 Händler angesiedelt. — In dem Gespräch mit den verschiedenen Volksangehörigen traten mir sehr bald die verschiedenen islamischen Sekten entgegen, die auch hier keine Gemeinschaft miteinander pflegen; aber trotzdem sind sie alle einmütig in dem Eifer, ihren Glauben zu verbreiten. So wird von hier aus Ruanda und Urundi gleichmäßig bedroht. Die Gefahr ist um so größer, als die Hälfte dieser Händler viel im Lande umherzieht. — Wir sehen sechs solcher starkbesetzter islamischer Missionsstationen in Ruanda, nämlich: Kigari, Sitz der Residentur; Ilemera, provisorisches Standquartier der Kompagnie; Kissenji, Militärposten und wichtigster Handelsplatz in Ruanda; Ischangi, frühere Militärstation, jetzt Handelsplatz; Wugarama, Handelsplatz, und der Militärposten Muruhugri an den Vulkanen. Dazu käme noch als jüngste Station Nyansa, die Residenz von Msinga, wo sich der erste Inder vor einigen Monaten niedergelassen hat. Die gesamte festansässige mohammedanische Bevölkerung Ruandas ist mit 300 eher zu gering als zu hoch veranschlagt; dazu kommen dann noch wenigstens 100 wandernde Händler, die zugleich auch, wie eben schon gesagt, als Wanderprediger anzusehen sind. Kann man da noch davon reden, daß wir dem Islam gegenüber einen Vorsprung in Ruanda haben?"

II. Wesen des ostafrikanischen Islam.

Schon diese Übersicht hat sich nicht ausschließlich auf das Bild der äußeren Ausdehnung des Islam beschränkt, sondern auch schon mancherlei Material zur Beurteilung seines inneren Wesens geliefert. Nach dieser letzten Seite muß ich, wenn ich die jetzige Lage richtig darstellen soll, noch ausführlicher werden. Es ist überall deutlich geworden, daß wir es wohl an verschiedenen Orten mit einer verschieden weiten Entwicklung der Islamisierung zu tun haben, daß das aber alles doch nur graduelle Unterschiede sind. Die Beobachtungen, die man heute am Kivusee, unter den Wanyamwezi, den Wasukuma und in Uhehe macht, hat man auf der mittleren Linie vor etwa zehn Jahren gemacht, und die eigentliche Küste ist wieder (abgesehen von der ganz alten Zeit, wo die Propaganda aus bekannten Gründen ruhte) um ein bis zwei Jahrzehnte weiter. Es ist ein Irrtum, wenn man zwischen den verschiedenen Stadien der Islamisierung wie zwischen grundsätzlich verschiedenen Dingen meint scheiden zu sollen, und dieser Irrtum kann verhängnisvoll werden, wenn er an verantwortlicher Stelle gehegt wird.

Sieht man nun unter diesem Gesichtspunkt näher auf die innere Entwicklung des Islam, so ist nicht erstaunlich (die Mittel, mit denen die Propaganda arbeitet, können kein anderes Resultat zeitigen), aber beachtenswert, daß selbst an der Küste die große Masse der Moslim in religiösen Dingen ebenso unwissend wie in ethischen Fragen lax ist. Es ist auch hier meist nicht viel anders als im Innern, der Mann weiß oft selbst nicht, was er ist. Islam ist Kanzu-Religion. (Kanzu = das lange hemdartige Gewand der Küstenleute.) Die Mitbeter in Digoland sind eine typische Erscheinung. Das rituelle Schlachten, einige unverstandene arabische Brocken und das Setzen von Grabsteinen an Stelle von

Holzpfählen, sowie Richtung des Gesichts des Toten nach Mekka anstatt nach der alten Stammesheimat, das ist etwa die erste Stufe darüber hinaus, auf der man auch anfängt, den Übertritt feierlich zu vollziehen. Aber auch jetzt ist von strengerem Islam noch lange nicht die Rede. Was heidnische Vorläufer hat, wie Speiseverbot, Amulettzauber usw., das wird fleißig geübt. Was neu ist, wie tägliches Gebet, Fasten, Alkoholverbot, das wird weniger beachtet. An der Wallfahrt hindern wohl hauptsächlich die großen Kosten und die wirtschaftliche Lage. Sonst würden wohl auch die ostafrikanischen Moslim in größerer Zahl zum Wanderstab greifen. Die Ignoranz, auch der meisten Lehrer, ist sehr groß.

In der Landschaft vor den Toren Daressalams habe ich kaum je das mohammedanische Glaubensbekenntnis (La ilaha ila 'llahu, Mohammedu rasulu 'allah) vollständig gehört. Nur der erste Teil wird bei nächtlichen Feiern ebenso wie beim Nähen des Leichentuchs gesungen. Was die Worte bedeuten, ist überhaupt nur sehr wenigen bekannt. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, der Islam trete den ostafrikanischen Stämmen als monotheistische Religion entgegen, und das sei die Ursache seiner Erfolge. Daß dieser Irrtum Platz greifen kann, hängt damit zusammen, daß man unter dem Eindruck gewisser religionsgeschichtlicher Hypothesen von der Entwicklung der Religionen an die Frage herantritt, und die religiösen Vorstellungen der primitiven Völker gar nicht vollständig kennt. Sonst würde man wissen, daß die mohammedanische Volksreligion, wie sie in die Erscheinung tritt, kaum monotheistischer bestimmt ist als die heidnische.

Auch bei dem ostafrikanischen Neger finden sich Reste eines ursprünglich monotheistisch bestimmten Gottesbewußtseins. Schon ganz unabhängig von jedem nachweisbaren Einfluß fremder Religionen galt ihm aber der nach diesem Bewußtsein für ihn nur singularisch vorstellbare Gott (mwungu, mulungu), dem er die Weltschöpfung und die Herrschaft über Leben und Tod zuschreibt, als der schlechthin unbeeinflußbare. Alle seine anderen Geister oder Götter, wie man sie nennen will (er selbst nennt sie sehr oft einfach Götter), meinte er doch immer wieder entweder durch Versöhnen (Opfer) oder durch Zwang (Beschwörungen usw.) umstimmen zu können, jenen einen Gott aber nicht. Das ist der fatalistische Grundzug in den monotheistischen Vorstellungen der Bantuneger. Der Islam hat in Ostafrika keine Befreiung davon

gebracht, im Gegenteil, soweit er Einfluß gewonnen, das Volk erst recht mit dem Bann des ödesten Fatalismus geschlagen.

Das erklärt aber auch manche Folgeerscheinung, über die man oft an Stellen, denen Verständnis dieser religiösen Wurzeln der Sache ferner liegt, laut Klage führt, die Indolenz der Eingeborenen, der Mangel an sittlichem Verantwortlichkeitsgefühl, die Gleichgültigkeit fremder Not gegenüber. Mancher Afrikaner wird es erlebt haben, daß die Darstellung des Islam, soweit sein Fatalismus in Frage kommt, zutreffend ist, die ihn unter dem Bilde des Mannes im Schiff wiedergibt, der zu dem ins Wasser gefallenen Genossen sagt: Ob du da untergehst oder wieder herauskommst, das ist ganz gleichgültig, inschallah. Die Folgen zeigen sich überall. Ein schwarzer Mohammedaner in Usaramo, der seine Schulbildung in der Regierungsschule empfangen, wünschte Aufnahme einiger seiner Lebensschicksale in unserem Kisuaheli-Monatsblatt. Darin hieß es ausdrücklich: Dann trat ich als Zollbaharia (= Matrose, Diener) ein, es kam etwas vor, ich bekam ein amri ya Mwungu (wörtlich: Befehl Gottes. Es ist die Wendung, die in Ostafrika vielfach die arabische „inschallah" = „so Gott will" ersetzt) und kam drei Monate in Kettenhaft.

Hand in Hand mit dieser Verderbung des monotheistischen Gottesbegriffs zum unpersönlichen Fatum geht aber die unbedenkliche Vergottung Mohammeds. Wie der Islam die Lehre von diesem seinem Propheten nach Ostafrika gebracht hat, empfindet sie der Neger gar nicht als etwas Wesensfremdes. Warum soll nicht auch gelegentlich Mohammed ein besonderes Opfer haben? Unbedenklich reiht der Bantuneger Mohammed einen Platz in der Reihe derjenigen seiner Vorfahren ein, die für ihn zu Gottheiten geworden sind. Und auf der anderen Seite gilt ihm der mohammedanische Lehrer als nichts anderes, als was ihm früher der heidnische Medizinmann gegolten, ja, der erstere will ja in den meisten Fällen gar nichts anderes sein. Nur meint er, einflußreicher zu sein als sein heidnischer Vorgänger, und dieser Anspruch wird ihm auch sehr allgemein willig eingeräumt.

Es ist neuerdings die Meinung vertreten worden, der gebildete ostafrikanische Mohammedaner sei frei von dem gewöhnlichen Volksaberglauben, der sich in erster Linie als Dschinnenglauben zeigt. (Man führt nach demselben alle möglichen Krankheiten auf Besessenheit zurück und sucht sie durch Beschwörungen

zu heilen.) Gerade aus diesem Grunde fügte ich in meinem Fragebogen die Frage ein, ob Vertreter solches aufgeklärten Islam etwa bekannt seien. Ich habe darauf keine einzige bejahende Antwort erhalten. Mag sein, daß es schließlich doch irgendwo solche gibt, allein die zum Beweise der obigen Meinung mitgeteilte Tatsache, daß ein mohammedanischer Lehrer sich verächtlich über das Beschwörungstreiben eines seiner weniger angesehenen Kollegen ausgesprochen hat, gilt uns nicht als zugkräftig. Das kann man unzählige Male beobachten. Man glaubt erst gar nicht, wieviel es bei den Vertretern des Islam in ihren eigenen Augen ausmacht, ob ihr Islam mittelbarer oder unmittelbarer mit dem Küstenislam zusammenhängt, oder ob sie gar diesen letzteren selbst besitzen. Aufgeklärte Redensarten an sich aber haben da draußen ebensowenig Wert wie in Europa, wo man sie am hellen Tage oft auch von solchen Leuten hören kann, die zur Nachtzeit Kirchhöfe ebenso meiden wie am Tage die Zahl 13.

Es ist Tatsache, daß in Usaramo der Heide in dem ihm entgegentretenden arabischen Volksglauben so wenig etwas seinen eigenen Vorstellungen Fremdes gesehen hat, daß er teilweise seine alten Geisternamen durch die der islamischen Ankömmlinge nur bereichert, in einem der gebräuchlichsten Fälle (jini) sogar ohne jedes Bedenken ersetzt hat.

Hätte der Islam tatsächlich einen höheren monotheistischen Gottesbegriff nach Ostafrika gebracht, und hätte er die bis dahin allen ostafrikanischen Bantu meines Wissens fremde Lehre von einem Endgericht so gebracht, daß dadurch das sittliche Verantwortlichkeitsgefühl geweckt bezw. gestärkt worden wäre, dann wäre von einem Fortschritt zu reden, den er herbeigeführt. Kenner des Islam werden mir recht geben, wenn ich sage: Er mußte in beiden Fällen versagen. So ist aber der Kern des ostafrikanischen Islam das alte animistische Heidentum geblieben, verschärft und weitergebildet nur nach der hoffnungsloseren Seite hin und angetan mit neuem bunteren Flitter.

Der Haupteindruck bleibt aufs Ganze gesehen zudem immer der einer grenzenlosen Unwissenheit in religiösen Dingen. Vor einigen Jahren erzählte mir ein Akide in Usaramo, der selbst mwalim ist, von einem andern mwalim, daß sich derselbe habe bereitfinden lassen, mit Hilfe seines Korans einen Dieb oder sonstigen Missetäter durch Gottesurteil festzustellen. Der Versuch

mißlang. Da schlug der Auftraggeber ein abgekürztes Verfahren ein. Er verrammelt seinem Widersacher, den er im Verdacht hat, nachts die Tür und steckt das Haus an. Nur mit Mühe rettet der das nackte Leben. Jetzt kam die Sache vor den Akiden, und der zog nun im Lauf der Verhandlung seinen eigenen Kollegen vor seinen Richtstuhl, legte ihm einen Koran vor und stellte fest, daß jener andere mwalim keinen einzigen Buchstaben lesen konnte. In dem Fall war die Ignoranz also gewissermaßen schon gerichtsnotorisch.

Trotzdem blüht das Gewerbe. Gerade in jener Gegend hat solch ein mwalim noch nach dem letzten Aufstand in einem mir bekannt gewordenen Fall eine ganze Dorfschaft zu nächtlicher geheimer Medizinkocherei im Handumdrehen zusammengebracht. Nur ganz vereinzelte Männer, die mit uns in Zusammenhang standen, und von denen ich die Sache erfuhr, schlossen sich aus. Das Geheimnis selbst haben aber auch die nicht herausbekommen.

Ähnlich ist die Beobachtung, daß die alten heidnischen Formen des Gottesurteils mehr und mehr den modernen islamischen weichen. Man schreibt mit dem Finger einen Koranspruch auf ein Brot, jeder Verdächtige muß ein Stück davon essen, und wehe dem, der es nicht hinunterschlucken kann. Oder der mwalim drückt dreimal die Hände auf den geöffneten Koran und bedeckt dann mit ihnen sein Gesicht. Auch Räucherwerk spielt heute hierbei, wie auch bei den Geisteraustreibungen, mehr und mehr eine Rolle. Der alte heidnische Beschwörer arbeitete noch ohne solches, er rührte nur seine Blättermedizin ein. Heute muß das alles schon ein bißchen moderner, d. h. islamischer gehandhabt werden. Die Sache ist dieselbe geblieben, nur noch hoffnungsloser ist die Masse dem Aberglauben unterworfen.

Je unverständlicher alles dem gewöhnlichen Mann erscheint, um so wirkungsvoller ist es scheinbar. Von hier aus erklärt sich auch die durch das ganze Land hin immer wieder zu beobachtende Erscheinung, daß „Lesenkönnen" in weitaus den meisten Fällen, auch bei sogenannten Lehrern, nicht etwa bedeutet, daß der Betreffende nun wirklich arabische Schrift in jedem Zusammenhang lesen kann. Die Zahl der Lehrer, die auch einen arabischen Brief aufsetzen können, dürfte im Verhältnis zur Gesamtzahl auffallend klein sein. Früher setzte ich bei der schon seit Generationen islamisierten Küstenbevölkerung in dieser Beziehung ein günstigeres

Verhältnis voraus. Gewiß liegen die Dinge hier anders als sonst im Lande, aber die Aussage eines schirasischen Lehrers, der vor einiger Zeit in Daressalam eine kleine Koranschule eröffnet hat, hat mich auch da wieder skeptischer gemacht. Er behauptete, Arabisch zu können, und so gab ich ihm eine arabische Bibel in die Hand. Er hat sie einige Wochen gehabt, erklärte mir bei unserem nächsten Zusammentreffen aber, dies Arabisch könne er doch nicht lesen. Er weicht sonst Unterhaltungen auch religiöser Art nicht aus.

Ich möchte hier etwas näher auf das reichhaltige Material eingehen, das Becker in dem schon zitierten Artikel „Materialien zur Kenntnis des Islam in Deutsch-Ostafrika" besonders zur Kenntnis der in Ostafrika vorhandenen islamischen Literatur beibringt. Diese sachkundige Zusammenstellung ist überaus dankenswert. Bedenkt man dabei, wie vielgestaltig der Islam der im engen Sinne des Worts nicht eingeborenen ostafrikanischen Mohammedaner ist, religiös wie national, und übersieht man weiter nicht, daß diese Leute schon seit langen Jahrhunderten Erben einer zahlenmäßig ziemlich umfangreichen Literatur sind, so wird der Umfang des von Becker gegebenen Katalogs nicht so befremden. Daß der Islam, „wie er in Ostafrika dem Ansässigen oder dem Touristen ohne weiteres entgegentritt," von diesem „für populär und durchaus illiterat" gehalten wird (Nach Beckers Meinung. In Wirklichkeit liegt die Sache wohl etwas anders), hat aber nicht nur seinen Grund in dem Bestreben des Eingeborenen, sein Schrifttum vor dem Europäer zu verbergen (so Becker), sondern in erster Linie darin, daß bis zu einer gewissen Grenze für die überwiegende Masse der ostafrikanischen Mohammedaner jene literarische Grundlage direkt garnicht in Frage kommt.

Leider macht Becker nur sehr vereinzelt nähere Angaben darüber, für welche speziellen Orte und etwa für welche Leserkreise die einzelnen Schriften nachgewiesen sind. Von besonderem Interesse ist in erster Linie, was an Literatur in den Händen gerade des Teils der Bevölkerung vorkommt, der mit der Propaganda in Zusammenhang steht; das ist vornehmlich der Katalog der bei schwarzen Küstenlehrern beschlagnahmten Bibliotheken. Leider sind dieselben bis auf 2, wie sich aus Beckers Ausführungen ergibt, nach der Beschlagnahme nicht auseinander gehalten worden. Trotzdem wäre eine genaue Angabe der Orte recht wichtig. Einer

ist vermutlich Daressalam. Erst recht wichtig aber wäre eine Kennzeichnung der Schriften in dem Gesamtkatalog, die tatsächlich zu diesen beschlagnahmten gehören. Die kurzen Angaben auf S. 19, Anmerkung 1, sind jedenfalls schon sehr lehrreich. Danach hat der eine mwalim an Büchern besessen: 1. den Koran, 2. eine Liedersammlung und 3. ein kleines Werkchen über einen Teil der mohammedanischen Pflichtenlehre; der andere: 1. einen Kommentar zu dieser Pflichtenlehre, 2. einen Kommentar zu einem Heldengedicht und 3. eine weitere Pflichtenlehre. Das ist alles. Der Verfasser fügt selbst hinzu, daß Nr. 1 wohl besonders typisch sei.*)

Jedenfalls hat uns der Verfasser einen dankenswerten Anhalt „über die durchschnittliche geistige Nahrung unserer besseren ostafrikanischen walimu" gegeben, wie wir ihn nach den Beschlagnahmen an Ort und Stelle nicht erhalten konnten. Allerdings kann ich auch hier ein Schlußbedenken nicht unterdrücken. Sämtliche Bücher, namentlich die landesüblichen, zeigen nach Becker Spuren einer starken Benutzung. Was es in Ostafrika mit der Benutzung des Koran in sehr vielen Fällen auf sich hat, darüber herrscht bei Kennern kaum eine Meinungsverschiedenheit. Abgesehen von dem Herleiern unverstandener Worte wird gerade auch die oben beschriebene Benutzung des Koran beim Gottesurteil ziemlich wahrscheinlich Spuren hinterlassen. Seit ich einst ein lateinisches Buch, das sich sein Besitzer vielleicht gerade wegen der sehr bezeichnenden Spuren der Benutzung in Portugal erworben, gesehen habe, suche ich des uns Deutschen nur zu leicht in solchen Dingen anhaftenden Optimismus mehr Herr zu werden. Die Spuren der Benutzung bewiesen nämlich in diesem Fall, daß das Buch beim Lesen in der Hauptsache verkehrt gehalten war.

Ich will hier an dieser Stelle die Mitteilungen Beckers, die

*) Sollte in diesen beiden Fällen tatsächlich nicht mehr beschlagnahmt worden sein, so kann man die Vermutung wohl ohne allzugroße Bedenken aussprechen, daß es den Betreffenden auf irgend eine Weise möglich gewesen ist, den verfänglicheren Teil ihrer Schriften, die Zauberliteratur, vorher auf die Seite zu bringen. Da sonst auch Stücke der letzteren Art aufgegriffen worden sind, wird man sich ja darüber klar sein, daß hier eine wesentliche Lücke vorhanden ist. Becker selbst zeigt, wie verbreitet gerade die eigentliche Zauberliteratur ist, und, falls es sonst noch an Belegen fehlen sollte, würde eine entsprechend durchgeführte Durchsicht der Büchervorräte der städtischen Händler leicht das Nötige liefern, soweit es sich um gedruckte und nicht geschriebene Sachen dabei handelt.

— das sei noch einmal hervorgehoben — gerade auch für den Missionar eine sehr dankenswerte Bereicherung des zur Kenntnis des ostafrikanischen Islam nötigen Materials bedeuten, nach anderer Seite zu ergänzen versuchen, indem ich ein Bild davon zu geben versuche, was inhaltlich von islamischer Lehre im Lande festzustellen ist. Das sind Sachen, die sich natürlich nicht im Vorübergehen gewinnen lassen, und bei der verhältnismäßig kurzen Reihe von Jahren, die vergangen, seit wir in Ostafrika vor die Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Islam gestellt sind, wird man Lücken gewiß gern entschuldigen. Ausdrücklich betont sei nur noch, daß es sich hierbei um die Kenntnisse nicht irgendwelcher Inlandslehrer, sondern um solche aus Daressalam selbst und der näheren Umgegend handelt.

Einer unserer Helfer in Usaramo teilte mir darüber u. a. nachstehendes mit. Ich gebe seine Niederschrift in wörtlicher Übersetzung. Sie veranschaulicht gleichzeitig, wie weit der betreffende mwalim etwa die arabischen Formeln verstanden hat.

„A) Die kleine Lehre, die jedermann „kwa akili yote" wissen muß: Bism illah allah aman rahim. (Bism illah allah ist der Name Gottes, aman rahim ist Barmherzigkeit Gottes. Das Ganze heißt: Der Anfang in Gottes Namen.)

) Die Worte des Kusilimusha (zum Moslim machen):

1. Laila hailalah Mhammadi rabu lasululahi, d. h.: Die Sünde habe ich fortgenommen (!).

2. Ashahadu abudu walasuluhu, d. h.: Du bist rein geworden von deinen Sünden. Diene nun Gott, daß du Frieden hast.

3. Isaja na sululahi walifatukhu, d. h.: Jetzt durch den Übertritt hast du das Heil erlangt, Gott kennt dich (Isaja ist das Heil und sululahi ist übertreten. walifatukhu ist bekannt sein bei Gott).

4. Wala ithanasa ya duhuluna, d. h.: Wenn du glaubst, bleibst du mit den guten Engeln im Dienst Gottes. (Wala ithanasa sind die guten Engel. ya duhuluna ist der Glaube des Menschen und fidini illahi ist der Gottesdienst).

5. Afuwajanifashwabihi bikhamdirabii bikira, wastagafulu inahu kiyana tawabani, d. h.: Du bist zum

Islam übergetreten. Es muß dich allerhand Not treffen; aber fürchte dich nicht, auch nicht den Tod, wie eine Jungfrau, eine Frau (?). Wenn du dich fürchtest, so bist du abgefallen. Moslim, wenn du sterben mußt, dann steh ohne Furcht. Erinnere dich, (ubani) ans Räucherwerk (?) nur. (Afuwajani ist betroffen werden von allerlei. Fashwabihi ist die Furcht des Menschen. Bihamdi ist der Tod. Wastagafulu ist abgefallen. Jnahu kiyana ist alle müssen wir sterben. Tawabani ist kufukiza ubani).

C) Die Schlachteregeln: (Madua ya ngombe) Auzubi illahi min isheitwani lajimi, d. h.: zuerst kumtaa (?) sheitani. Bism illah allah rahamani rahimi allah allah akbal. Nach diesen Worten schlachte, aber richte dein Gesicht nach Mekka. (Es soll heißen: Das Rind soll jetzt mit der Gnade Gottes und des Propheten Mohammed geschlachtet werden. Rahamani rahimi ist die Barmherzigkeit Gottes. — Akbal ist der Prophet Mohammed (!).)

Bei Ziegen: Bism illah allah rahamani rahimi allaha akibal.

Bei Hühnern: (Kuku Pata) Bism illah allah hamani rahimi.

Zur Essenszeit sprich: Bism illah. Nach dem Essen danke: Allah ham dulilahi, (d. h. danken Gott und seinem Propheten Mohammed (!).)

D) Begräbnis oder das Steinsetzen, Hitima: Kuluhu allahu ahaduni illahu shamadu lamia ulidi wallah myuuladu wala ama yakuni, d. h.: Feindschaft fehlt nicht in der Welt, denn sterben müssen wir alle, und keiner stirbt ohne das Schicksal (amri ya Mwungu). Der Lehrer erklärt den Leuten und den Verwandten des Toten: Dieser Moslim ist gestorben und begraben. Er ist von keinem Menschen oder Zauberer oder Teufel umgebracht, sondern seine Schicksalsstunde ist gekommen. Auch radi ya Mbinguni (d. h.: der Donnerschlag des Himmels) kann ihn nicht nach eigener Bestimmung töten, wenn es nicht Gottes und seines Propheten Befehl ist. Amina. (Kuluhu allahu = Feinde, Shwamadu = Tod, lamia = alle zusammen, ulidi = wir müssen sterben, walla hamyuuradu = der Donnerschlag kann ihn nicht nach eigenem Willen töten, wenn es nicht Gottes

Wille ist. Wallam yakuni lahu = ein Kranker stirbt nicht außer nach seinem Schicksal.)“ *)

Es fällt hier sofort auf, daß jede Anspielung auf das Christentum fehlt. Dieser kurze Katechismus ist eben einem christlichen Bekannten mitgeteilt. Es ist Tatsache, daß sonst alle christlichen Männer in Maneromango, die ich vor vier bis fünf Jahren danach fragte, sofort Bescheid wußten, welche Rolle sie und wir Missionare mit ihnen beim Erscheinen des Mahdi (Msilimu) nach mohammedanischer Auffassung spielen werden. Auch fällt das Fehlen einer ganzen Reihe anderer Vorschriften auf, die in Daressalam sonst beim Übertritt eingeschärft werden sollen. Lassen wir indes die Dinge, die nicht vorhanden sind, hier auf sich beruhen. Das, was hier als kurzer Auszug der islamischen Lehre von autoritativer Seite gegeben, weist zwei Dinge mit allergrößter Deutlichkeit auf, die Betonung der allein seligmachenden Formel ohne auch nur die mindeste Spur einer gleichzeitigen sittlichen Forderung und die Verbreitung des ausgesprochensten Fatalismus.

Etwas anders stellen sich die Mahnungen beim feierlichen Übertritt nach einer Beschreibung dar, die mir ein schwarzer Mohammedaner (Daressalam) von dieser Handlung gemacht. Die Zeremonie selbst heißt maji ya tohara (Reinigungswasser). Der Aufzunehmende legt bei dem Wasserbehälter, der zur vorgeschriebenen Reinigung dient, seine alten Kleider ab und vollzieht die vorgeschriebenen Waschungen: dreimal die Hände, dann dreimal das Gesicht waschen, Mund spülen und Ohren reinigen, dann kommt der Kopf an die Reihe und dann dreimal je der rechte und linke Arm, das rechte und das linke Bein. Dann legt er das neue Lendentuch an und erwartet den shehe (Schech, mwalim). Dieser gießt nun siebenmal Wasser über den Kopf des andern, und damit wäscht sich dieser dann den ganzen Leib noch einmal. Bei diesem Wassergießen wird Gottes und Mohammeds Name angerufen.

Danach setzen sich beide nieder, und nachdem zwischen ihnen Räucherwerk aufgestellt ist, folgen die Ermahnungen: Du bist jetzt gereinigt. Iß kein Schweinefleisch! Lüge nicht! Stiehl nicht! Verführe nicht das Weib eines andern noch seine Tochter! Ver-

*) Die hier gegebene Übertragung der arabischen Ausdrücke ist wörtlich die des mwalim bezw. unseres Helfers. Die richtige Übersetzung siehe im Anhang.

greif dich nicht an dem Gut der Waisen! Gib kein falsch Zeugnis! Halte die Gebetszeiten! Das ist deine „Säule".

Wie weit diese Darstellung auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, weiß ich nicht. Aus anderen Mitteilungen geht hervor, daß ein wesentlicher Bestandteil der übermittelten Lehre die Einschärfung der Pflicht ist, die Beerdigung nach mohammedanischem Ritus zu vollziehen. „An wessen Grabe die Grabgebete nicht gelesen werden und der Stein nicht gesetzt wird, der kommt nicht in den Himmel." — „Wer sadaka (das Wort ist gebräuchlich für Opfer und Almosen, besonders auch für die Gaben in die Hand des Lehrers) gibt, an Mohammed als den Propheten Gottes glaubt und spricht „Laila hailala Mhammadi rabi lasululahi" wird selig, und seine Sünden sind vergeben." Diese beiden letzteren Sätze sind mir wieder durch die Darstellung farbiger Christen bekannt geworden. Diesen gegenüber kommt alles, was zum eigentlichen religiösen Inhalt des Islam hierzulande gehört, jedenfalls viel unumwundener und ungeschminkter zum Ausdruck als uns Missionaren, besonders in solchen Fällen, wo unsere Leute nicht gleich als Christen bekannt sind.

Ein Mohammedaner aus Mbweni sprach sich bei solcher Gelegenheit am dritten Ort folgendermaßen über Sünde und Fasten aus: „Die Leute hierzulande versündigen sich, weil sie Ignoranten sind. Sie fasten, aber versäumen es, das Gebet zu verrichten. Fasten ohne Gebetsverrichtung taugt nichts. Gebetsverrichtung heißt Gott dienen, und Fasten heißt den Propheten Mohammed ehren. Das Gebet muß man dreimal (!) üben im Ramazan, morgens, mittags und abends. Fasten und Beten wird belohnt von Gott. Aber hierzulande tragen sich die Leute das Feuer selbst zusammen; denn sie fasten ohne Gebetsverrichtung."

Eine recht drastische Belehrung über Sündenvergebung brachte ein mwalim in Mbaruku in einer Predigt vor. Der frühere Akide von Kisserawe war zugegen, und auf ihn war die Sache wohl gemünzt. Wer eine Sünde begangen (Sünde natürlich im mohammedanischen Sinn), der soll etwa zwei Rupie in die Hand nehmen und beim Gebet dem mwalim in die Hand drücken. Derselbe muß auch gleich die Hand darum schließen und darf erst zu Hause nachsehen, wie viel es ist. Sieht er dann zu Hause nach und es stimmt, dann ist die Sünde vergeben.

Ein sehr fruchtbares Feld für diejenigen Walim, die weiter

in die elimu eindringen wollen, sind die Legenden, wie sie zum Teil im Koran auch vorkommen, zum Teil später hinzugedichtet sind.

Über Mohammeds Himmelfahrt stehen mir zwei Berichte zur Verfügung, die auf mündlichem Wege durch Mohammedaner zur Kenntnis eingeborener Christen gelangt sind. Ich gebe auch diese Niederschriften in wörtlicher Übersetzung:

„Der Prophet Mohammed bestieg ein großes geflügeltes Pferd mit Namen Alikaswa und fuhr zusammen mit dem mwalim (!) Jibrili (das ist der Engel Gabriel) in den Himmel hinauf. Gott sprach zu seinem Propheten Mohammed: Deine Leute sollen nie bei Tage essen, sondern nur bei Nacht. Der Prophet bat für sie, und Gott ließ ab und sprach: Ihr werdet in jedem Jahr einen Monat fasten.

Dann sagte Gott: Ihr werdet täglich fünfzigmal das Gebet verrichten. Der Prophet bat für sie. Gott ließ ab und sprach: Ihr werdet täglich fünfmal beten.

Dann sprach Gott: Die Leute sollen kein Bier oder irgendein berauschendes Getränk trinken, damit sie nicht dem Feuer oder dem Feuertod verfallen.

Als der Prophet zurückkehrte, erläuterte er den Leuten diese Dinge. Die Leute waren sehr erfreut und fasteten milaji. Das Milaji-Fasten ist kein Gottesbefehl, sondern Ausdruck der Menschenfreude; denn es bedeutet die Freude über die Rückkehr des Propheten von dem Bittgang für seine Leute."

Die andere Darstellung ist ausführlicher. Mein Gewährsmann war, wie er schreibt, am 27. des 10. arabischen mfunguo (Monats) (Rajabu) mit einem Stadtmohammedaner (Daressalam) zusammen und fragte ihn nach der Bedeutung des Fastens, und was ihnen in der Moschee darüber gepredigt würde an diesem Tage. „Er erklärte es mir also: An jenem Tage wird uns von den Erlebnissen des Propheten Mohammed im Himmel gepredigt, als er von Gott dem Herrn gerufen wurde, alle Arten des Himmels zu schauen. Ich fragte ihn, wie er denn dahin gekommen sei; denn der Mensch Mohammed habe doch keine Flügel, und er sei doch ein Mensch gleich wie wir. Da sagte er mir, es sei ein sehr großer Vogel gekommen zusammen mit dem mwalim Jibliel. Das ist der Engel Gabriel; sie aber nennen ihn mwalim. Der kam um die Stunde des Nachmittagsgebets und nahm den

Propheten auf, und er stieg auf den Rücken jenes Vogels, und sie gingen ihres Weges bis in den ersten Himmel, klopften an, und es ward ihnen aufgetan. Die Engel freuten sich sehr, als sie einen Menschen sahen und fragten ihn: Ist heute der Tag des Gerichts? Prophet, bist du gekommen und hast deine Gemeinde gebracht? Er sprach: Nein, sondern ich bin vom Herrn gerufen.

Da durchwanderten sie alle sechs Himmel, und überall, wo er vorüberkam, fragten sie ihn dieselben Worte. In jenem sechsten Himmel endlich sagte der mwalim (Gabriel) zu ihm: Hier ist es für mich zu Ende, zu Gott komme ich nicht. Aber du wirst weitergehen, bis du zu einer Wegegabel kommst. Dort steht ein sehr schönes Weib; aber sobald sie dich erblicken wird, wird sie dich bei Namen rufen: Herr Mohammed, komm hier vorbei, wir wollen uns etwas erzählen. Du aber schau sie nicht an und geh nicht zu ihr. Wenn du sie anschaust und zu ihr gehst, hast du auf Erden deine Gemeinde ins Verderben gebracht.

So trennten sie sich da, und der Prophet ging seines Wegs weiter, kam dorthin, erblickte jenes Weib, sie rief ihn, aber der Prophet gab keine Antwort und schaute sie auch nicht an. Darauf kam er zu Gott. Und der Prophet freute sich sehr, als er alle Plätze im Himmel sah, und die Engel freuten sich ebenso, als sie den Propheten sahen, sie nahmen ihn mit sich und zeigten ihm alles, was im Himmel war, auch die Feuerhöhle, in die die bösen Menschen geworfen werden sollen, auch den bitteren Fluß (?), der allen Säufern gegeben werden wird.

Als er alles gesehen, kehrte er zurück, und es war Morgen, und man ging zum Gebet in die Moschee. Als das beendet war, erklärte der Prophet ihnen alle himmlischen Dinge, die er dort gesehen, und als er damit fertig war, war es 6 Uhr (12 Uhr mittags). Es ist ja Sitte der Mohammedaner, um 6 Uhr zum Gebet in die Moschee zu gehen. So taten sie denn, und um 7 Uhr kamen sie heraus und sagten: Heute fasten wir milaji, wir können nichts essen vor Freude, die wir heute gehabt über die himmlischen Dinge, die wir gehört. Aus diesem Grunde ward jener Tag funga milaji genannt; denn dies (Fasten) war nicht beabsichtigt und beruht nicht auf einem göttlichen Gebot, sondern auf der Freude der Menschen, als sie die himmlischen Dinge hörten, die der Prophet an jenem Tage gesehen.

Und dies ist die jährliche Predigt an jenem Tage. Wenn

der Tag und der Monat herankommt, wählt der shehe (mwalim) diese Geschichte aus und predigt sie den Leuten. Aber bezüglich der Frauen ist es der Grund, aus dem wir es verbieten, mit ihnen in die Moschee zu gehen. Denn wenn der Prophet dorthin gegangen wäre, wo jene Frau war, würde er nicht in den Himmel gekommen sein oder seine Gebetsübung, die er im Herzen hatte, vergessen haben."

Weiter ist unter den Eingeborenen bekannt die Erzählung, daß der Mond einmal blutrot wurde, als Mohammed ein Ding erbeten, aber nicht erhalten hatte und darauf zornig geworden war. Als der Prophet gleich darauf die Farbe des Mondes sah, habe er gesagt, mein Kanzuärmel hat ihn geschnitten. Ein Araber in Mbaruku (bei Daressalam) erzählt weiter dazu, der Prophet sei einst in den Himmel gestiegen, um für Juden und Europäer zu beten (ombea, ob im guten Sinn ?), weil sie seine Lehre nicht annehmen wollten. Da sah er den Engel Gabriel mit Zilael kommen, dem Engel, der die Seelen der Menschen abruft (toa). Er fragte Gabriel: „Warum seid ihr heute zu zweien gekommen?" Gabriel erwidert: „Dies ist Zilael, der die Seelen der Menschen abruft." — Da fing Mohammed sehr zu weinen an, seine Tränen fielen hernieder und sind dies (?) Meer. Gabriel fragt: „Fürchtest du den Tod?" Mohammed: „Nein; aber ich weine um der Juden und Europäer willen. Sie werden nicht glauben, wenn ich tot bin." — Gott (?) antwortete so: „Der Prophet Isa (Jesus) wird der Richter sein, du wirst sterben." — Da starb er.

Daß das ombea (bitten um oder für etwas) aber gar nicht immer im Sinne der Fürbitte zu verstehen ist, bewies mir 1910 ein Mshihiri-Araber, mit dem ich über Beten und Fürbitte sprach. Man begegnet als Missionar bei diesen Leuten häufig der Wendung, daß wir ja in den meisten Punkten übereinstimmen, und so sollte auch mohammedanisches und christliches Beten eins sein. Ich fragte: „Was erbittet ihr denn?" — „Allerlei." — „Was denn?" — „Allerlei." — „Um was hast du heute denn gebetet?" — „Wir beten nach dem Koran." — „Den habe ich oben, komm und zeige mir, was du danach erbeten hast." — „Ich kann nicht lesen, aber unsere walimu." — „Nun gut, ich werde dir sagen, um was wir bitten. Wir beten z. B. um unser täglich Brot, Bewahrung in Not und tun Fürbitte (ombea) für die Unsern." — Nun war er im Bilde. „Sieh, das tun wir auch, wir beten

um Gesundheit für uns und bezüglich unserer Feinde bitten wir (ombea, dieselbe relative Form wie oben), daß Gott sie verfluche."

Doch zurück zu den Legenden. Ein schwarzer mwalim sprach mir gelegentlich davon, daß Mohammed aus einem Stein einst ein Kamel gemacht habe. Ein Ibadit (Araber) brachte eine der Moseslegenden bei (abgedruckt Pwani na Bara, 1910, Nr. 4). Eines Tages sei Moses zu Gott gegangen und habe für einen armen Mann, der ihn unterwegs deswegen angesprochen, Fürbitte getan. Gott habe ihm das verwiesen. Als bei einem zweiten Gang Moses den Mann wiedertrifft, wiederholt er die Fürbitte. Diesmal droht ihm Gott mit Entziehung der Prophetenwürde, wenn er noch einmal für den Mann Fürbitte tun würde. Moses schweigt. Nach einiger Zeit findet der Arme eine goldene Kette und wird ein reicher Mann. Jetzt fragt Moses Gott, weshalb er nicht habe bitten dürfen, und erhält zur Antwort, weil das alles Gottes Sache ganz allein sei.

Diese Darstellung steht durchaus im Einklang mit den Aussagen über das Wesen der Fürbitte in gelegentlichen Aussprachen mit Mohammedanern. Wenn einzelne Äußerungen anders klingen, besonders auch in Kisuaheli-Zuschriften an Monatsblätter (etwa bei Nachrufen), so hat das andere Gründe.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, erschöpfend wiederzugeben, was alles noch weiter an einzelnen Legenden auch schwarzen Mohammedanern bekannt ist. Hier ist es nur möglich, einen Eindruck von dem wiederzugeben, was vielleicht am weitesten Verbreitung gefunden hat.

Andererseits aber ist es wichtig, auch noch auf die alt- und neutestamentlichen Dinge das Augenmerk zu richten, die durch die entsprechende Korandarstellung, in einzelnen Fällen auch wohl durch Lesen oder Hören der christlichen Darstellungen selbst den schwarzen Mohammedanern Ostafrikas bekannt geworden sind.

Einer unserer Christen hörte im Hause eines Hadramaut-Arabers, daß derselbe beim Lesen auch die Namen Maria und Jesus nannte. Er fragt, von wem die Rede sei. — „Von Maria, der Mutter des Propheten Isa." — Der Unterschied Prophet und Sohn Gottes ergibt sich. Der Christ fragt: „Wie ist er denn geboren?" — „Durch den Geist Gottes, so ist er Prophet Gottes." Weiter erzählt der Mshihiri, wie der Engel Maria die Geburt an-

kündigt, und sie soll ihn Isa nennen. Als der Christ darauf die Geschichte nach Lukas 1 erzählte, sagte der Mshihiri nach einigem Überlegen: „Sieh, wir Menschen sind wie Wanderer; aber wir sind uneins auf dem Wege. Der eine sagt: Hier, diesen Weg! Der andere sagt: Hier, diesen Weg!" Im weiteren Verlauf des Gesprächs brachte der Mshihiri dann noch die Darstellung vom Tode Jesu, daß die Juden ihn zwar gefangen, aber schließlich doch einen anderen gekreuzigt hätten, da sie ihn selbst nicht hätten töten können; denn er sei der Geist Gottes.

Die Kenntnis der mohammedanischen Darstellung der Geburts- wie der Leidensgeschichte fand ich auch bei einem schwarzen mwalim in Daressalam. Als ich daraufhin fragte, ob sie ihn denn nicht selbst aus der Reihe der Menschen heraushöben und zu Gott machten, parierte er die eine Hälfte sehr gut mit dem Hinweis auf Idris' (Henochs) Himmelfahrt. Er wußte ebenso von Johannes dem Täufer, der auf einen hingewiesen, der nach ihm kommen würde. Die Trinität verstand er als Vater, Sohn und Mutter. Er wußte, daß Christus von falschen Propheten gesprochen, die nach ihm kommen würden. Er wußte von der Frage der Priester und Leviten an Johannes. Er wußte, daß die Juden noch heute auf einen Messias warten. Er benutzte gelegentlich auch die Auslegung, die der Islam der Weissagung vom Parakleten im Johannes-Evangelium gegeben. Noahs Fluch über Ham zog einst ein Ibadit als Beweis an für die Berechtigung des Sklavenhandels.

Doch ich muß mich hier beschränken. Wir dürfen nicht vergessen, daß es sich bei denen, die von allen diesen Dingen etwas mehr wissen, immer nur um wenige Ausnahmen handelt, aber es zeigen sich schon hier die Bahnen, in denen die, die religiös interessierter sind, weiter vordringen. Die Mehrzahl begnügt sich auch in ihrer Polemik mit äußeren Dingen, daß wir mit Schuhen in die Kirche gehen, nicht die Knie beugen und dergl.

Von einem ganz integrierenden Teil der durch die mohammedanische Propaganda verbreiteten Lehre ist aber in all diesen Darstellungen noch kaum die Rede gewesen, von der Lehre vom Endgericht und vom Mahdi. Erstere ist an sich politisch einwandsfreier, und man begegnet ihr daher nicht zu selten in den verschiedensten Formen. Neben der Auffassung, die nicht in Mohammed denjenigen sieht, der tatsächlich einmal das Gericht aus-

üben soll, sondern in Jesus, begegnet man auch der anderen, daß Mohammed die Scheidung herbeiführen werde durch die Frage nach der mohammedanischen Glaubensformel und dem Schweinefleischgenuß. Weiter sieht diese Auffassung in Gestalt einer Art Fegfeuer auch noch eine Möglichkeit der Rettung für die vor, die jene erste Prüfung nicht bestehen.

Politisch bedenklich aber ist in höchstem Grade der andere Teil der Enderwartungen, der sich an die Mahdilehre anknüpft. Daß dieselbe in den verschiedensten Teilen der Kolonie bis tief ins Innere hinein tatsächlich verbreitet ist, steht heute meiner Überzeugung nach durchaus außer Zweifel. Zwar scheint es, als ob die Antworten auf meinen Fragebogen diesen Satz etwas einschränkten. Ich bin überzeugt, daß es nicht so ist. Meine Frage nach der Mahdilehre war zu allgemein. Die Antwort aus Usambara lautete dahin, daß nichts über Mahdilehre bekannt sei; aber in den Berichten der Bielefelder Mission las ich, daß die Sache selbst im Lande verbreitet ist. Aus Lupembe höre ich, daß von der Mahdilehre nichts bekannt sei. Aber schon 1905 greifen die Aufständischen Jacobi mit dem Ruf „Saidi! Saidi!" an. Das Wort Mahdi ist natürlich nur verhältnismäßig wenigen Mohammedanern Ostafrikas bekannt; aber das Volk denkt in seinen Erwartungen an ganz bestimmte Personen, sei es Msilimu, den Sultan von Stambul, oder Saidi, den in Zanzibar. Ob dieser selbst dahinter steckt, ist natürlich ganz eine Sache für sich. Aber die Träger der Propaganda stecken ihn dahinter.

Ein weiterer durchschlagender Beweis für die überaus weite Verbreitung der Mahdilehre auch in Ostafrika ist aber nicht nur die ganze Mekkabriefaffäre vom Juli 1908, sondern allein schon der Wortlaut des Briefes, den ich in der Beckerschen Übersetzung wiedergebe:

„Im Namen Gottes, des Allerbarmers!

Gott segne unseren Herrn Mohammed und seine Familie und seine Genossen und spreche Heil (über sie). Es sagt der Scheich Ahmed, der Wärter des Prophetengrabes — über seinen Bewohner sei die vorzüglichste Segnung und Heil —: Ich sah den Propheten im Schlafe in der Nacht auf den Freitag, als er den erhabenen Koran las. Da sprach er zu mir: O Scheich Ahmed, die Gläubigen sind im Zustand der Widersetzlichkeit (?)

wegen der Stärke ihres Ungehorsams. Ich hörte die Engel sagen: Sie haben die Nennung Gottes*) aufgegeben, und Dein Herr wollte schon zornig über sie werden. Da sagte der Prophet: Mein Herr, habe Erbarmen mit meiner Gemeinde; denn Du bist verzeihend und barmherzig. Ich will sie ermahnen, dann werden sie Buße tun; wenn sie aber nicht Buße tun, dann steht die Sache bei Dir. Sie haben Taten des Ungehorsams und große Verbrechen begangen, sie haben die Religion verlassen und sich der Unzucht ergeben. Sie gehen des Nachts aus und trinken Wein, und sie haben sich der Verleumdung und übler Nachrede ergeben. Sie haben das Recht des Armen verachtet und das Ritualgebet aufgegeben. Ihn (d. h. einen solchen Mann) begrüßt nicht mit dem Salam, und wenn er gestorben sein sollte, geht nicht auf sein Leichenbegängnis und haltet euch fern (von ihm). Wacht auf, wacht auf und unterlaßt die schlechten Handlungen und Gedanken. Du, sprich zu ihnen: Die Stunde (des Gerichts) ist nahe herbeigekommen, und die Welt wird nicht mehr lange bestehen, bis die Sonne im Westen aufgeht. Ich habe Ermahnung und abermals Ermahnung an sie gesandt, sie aber haben nur zugenommen an Gewalttätigkeit, Unglauben und Heuchelei. Dies aber ist die letzte Ermahnung. Der Scheich Ahmed fährt fort: Da erwachte ich aus meinem Schlafe und fand eine Ermahnung mit grüner Handschrift beschrieben an der Seite des Prophetengrabes. Der Prophet sagt (in ihr): Wer sie liest und nicht weitergibt, dessen Widersacher bin ich am Tage der Auferstehung; wer sie aber liest und von Ort zu Ort weitergibt, dessen Fürsprecher bin ich am Tage der Auferstehung. Der Scheich Ahmed sagt: Bei Gott, bei Gott, bei Gott dem Erhabenen in dreifachem Eide: Wenn ich lüge, will ich als Ungläubiger aus dieser Welt gehen. Wer nach dieser Kunde dies abändert, dessen Sünde ist wie die der Abändernden (Koran II, 177); denn Gott ist hörend und wissend. Wer aber daran zweifelt, der ist ein Ungläubiger. Seid in der Furcht Gottes; dann werdet ihr von den Stätten des Verderbens errettet werden. Gott segne unseren Herrn Mohammed und seine Familie und seine Genossen und spreche Heil. Ich habe es weitergegeben,

*) Hier steht dhikr (zikri) mit Anlehnung an Koran 12, 42; 58, 20 und ähnliche Stellen; bei der üblichen Auslegung solcher Stellen war es nur zu natürlich, daß überall die vernachlässigten Zikriübungen wieder aufgenommen wurden.

wie ich es auf dem ersten Manuskript gesehen habe. Gott weiß es am besten. Es schließt im Guten und mit seiner Hilfe."

Wer den Islam nicht kennt, wird sich diesen Brief und die politische Erregung, die er hervorgerufen, zunächst überhaupt nicht zusammenreimen können. Verständlich wird die ganze Sache eben erst dann, wenn man weiß, daß für den Mohammedaner dem Endgericht unbedingt das Kommen des Mahdi und das Ende der Herrschaft der Ungläubigen (mit dem größten Teil aller Mohammedaner überhaupt stehen auch die ostafrikanischen Moslime unter solcher) vorangehen wird.

Die Folgerungen, die der Politiker daraus zu ziehen hat, sind zunächst eine Sache für sich. Für unsere Darstellung kommt es an dieser Stelle nur auf die Feststellung an, daß dieser Brief, der das Kommen des Mahdi selbst und den Sturz der deutschen Herrschaft mit keiner Silbe erwähnt, im Süden der Kolonie in weiten Kreisen der eingeborenen Bevölkerung verstanden wurde und eine starke politische Erregung der Eingeborenen hervorgerufen hat. Das beweist, daß auch dort überall die Mahdilehre an sich bekannt ist.

Die Darstellung des ostafrikanischen Islam würde aber nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch seine Auswirkungen auf anderem Gebiet als dem ursprünglich religiösen kurz ins Auge fassen wollten. Man rühmt dem Islam sehr weitgehende auch soziale Gleichstellung seiner Glieder nach. Ganz so ist es in Ostafrika nicht. Wenn die Inder in sehr vielen Fällen mit schwarzen Frauen vorlieb nehmen, so ist es in erster Linie nur die Geldfrage, die hierbei den Ausschlag gibt. Erst recht wählerisch sind in der Beziehung die Araber. Der Araber wird es sich dreimal überlegen, bevor er eine schwarze Frau zu seiner rechtmäßigen Ehefrau macht. Der Stadtmohammedaner sieht mit Verachtung auf den Landmohammedaner herab, und dieser wieder ebenso auf den, der einige Meilen weiter landeinwärts wohnt als er selbst.

Allerdings, und das ist auffallend, schließt das ein sehr stark ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl nicht nur aller Moslime, sondern auch überhaupt der Farbigen im Gegensatz zur herrschenden Rasse nicht aus. Mit souveräner Verachtung behandelt in sehr vielen Fällen der schwarze Soldat der Schutztruppe jeden Eingeborenen, der nicht den Soldatenrock trägt. Trotzdem sagte

mir gerade solch ein mohammedanischer Soldat einmal mit eigenartigem Blick: „Sind wir schwarzen Leute nicht alle Brüder?"

Es ist bekannt, daß mohammedanische Lehrer gerade von hier aus unseren eingeborenen Christen beizukommen versuchen: „Mit euch würden wir uns schon vertragen, aber eure europäischen Missionare hindern das." Mir ist in den farbigen Christengemeinden Deutsch-Ostafrikas bisher noch nichts von Aethiopismus begegnet, um so deutlicher aber bei islamisierten Negern.

Es ist keine angenehme Aufgabe, hier auch das sittliche Gebiet, auf dem sich schließlich doch immer wieder die Religionen auswirken müssen, zu berühren. Ich kenne diese Auswirkungen beim ostafrikanischen Heidentum in weitem Maße und bin weit entfernt davon, hier zu hell malen zu wollen. Die schlimmeren Zustände aber führen, soweit meine Beobachtungen reichen, überall auf den Küsteneinfluß, und zwar meist direkt auf den mohammedanischen Küsteneinfluß zurück. Baumann (Ostafrikanische Skizzen) entrollt schauerliche Sittengemälde aus der ostafrikanischen Araberwelt und behauptet, nur die Wirklichkeit wiederzugeben. Wenn man die Unfruchtbarkeit in den Ehen befreiter Sklaven und die sittliche Verwilderung gerade solcher Kreise bedenkt, so wird man die Möglichkeit, daß das Zwischenstück so ausgesehen, wie Baumann es darstellt, nicht unbedingt in Abrede stellen können. Verbrechen gegen das keimende Leben galten und gelten trotz mancher Verirrungen, die auch mir bekannt sind, noch heute vielfach bei den ostafrikanischen Bantu als Verbrechen. Die islamisierte Küstenbevölkerung hat mit diesem „Vorurteil" stark aufgeräumt. In solchem Milieu klingt es noch gewissermassen harmlos, so traurig es ist, wenn man gelegentlich hört: die eigentliche öffentliche Prostitution gibt es erst seit der Europäerzeit. Von der Päderastie aber heißt es an der Küste wie am Njassa: Von der wissen wir erst, seit die Araber im Lande sind.

Es sei genug davon. Daß damit nicht das Bild jedes einzelnen Mohammedaners gezeichnet sein soll, brauche ich nicht erst zu versichern. Aber gerade die ernsteren unter ihnen beklagen dieselbe Laxheit und Zügellosigkeit, die auch dem europäischen Beobachter entgegentritt. Das eine steht fest, ebensowenig wie allgemein religiös hat der Islam auf dem Gebiet der Sittlichkeit für Ostafrikas Völker befreiend gewirkt.

Daß nicht nur der Missionar so urteilt, beweise folgende

Äußerung des Entdeckers der Nilquelle (Kandt. Caput Nili, S. 198): „Haben die Neger, die mohammedanisch beeinflußt sind, einen ihrer Aberglauben verloren? Haben sie nicht vielmehr viele neue zu den alten noch hinzu erworben? Ist die Stellung der Frau bei ihnen würdiger geworden? Wer war es, der ganze Provinzen entvölkert hat, um Sklavenschacher zu treiben? Gibt es ärgere Wucherer im Innern als die Araber? Haben sie sich ernsthaft bemüht, dem Neger eine Religion zu geben, die ihm eine Erhebung in guten, ein Trost in schlimmen Tagen ist? Oder haben sie sich statt dessen nicht damit begnügt, ihn ein paar Äußerlichkeiten und tote Formeln zu lehren und durch wahnsinnige Übertreibungen ihres Wertes sein Seelenleben fast hoffnungslos zu veröden? Und gibt es schlimmere Bollwerke gegen das Eindringen einer höheren Kultur als die Lehre der Jünger Mohammeds?“

Die letzten Worte berühren das kulturelle Gebiet. Da sei gleich ein anderes Zitat aus demselben Werk (S. 195) angeführt: „Wie oft hörte ich hier (sc. in D.-O.-A.) die lockende Rede von der Kultur, die der Mohammedaner mit sich bringt, wohin er seinen Fuß setzt. Geschichte studieren, meine Herren! Nichts täte uns mehr not. Ein Meer von Trümmern könnte man aus dem Treibsande Asiens und Nordafrikas graben und daraus ein Denkmal der Kultur, die den Wegen der Mohammedaner folgt, zusammensetzen, das zu uns nicht sprechen, sondern schreien würde.“

Wir Deutschen sind scheinbar unverbesserliche Theoretiker. Kaum wird die Islamfrage irgendwo aktuell, dann findet sich auch schon jemand, der mit voller Überzeugung behauptet, die Türken hätten eine tadellose Kultur, hätten Schulen wie jeder europäische Staat usw. Und dabei kann man die Zahl der türkischen Analphabeten getrost mit 90 % ansetzen! Kommt dann noch das Urteil einiger Militärs hinzu, die in dem Türken einen brauchbaren Soldaten gefunden, was übrigens schon der alte Starhemberg in Wien gewußt, dann ist für viele das Urteil fertig. Wir haben es auch in Ostafrika dringend nötig, daß die Kulturbedeutung des Islam nüchterner beurteilt wird, als das vielfach geschieht.

Eines gewissen Kulturbesitzes hat sich der Mohammedaner, der nach Ostafrika kam, erfreut, aber wie hat er ihn benutzt! 12 Jahrhunderte sind eine lange Zeit, in der schon Früchte hätten heranreifen können. Der christlichen Mission gegenüber meint

mancher schon nach 12 Jahren mit dem Urteil fertig sein zu dürfen. Aber wo ist die vom Islam unter ostafrikanischen Negern geschaffene Kultur, ganz zu schweigen von dem offenkundigen Verwüsten, das auf seine Rechnung kommt?

Es wird stets manch Teil einer vorhandenen Kultur beim Eindringen einer neuen, stärkeren verkümmern oder ganz verschwinden, das läßt sich nicht immer aufhalten oder ändern. So muß in der jetzigen Zeit die primitive Webekunst, wie sie an einzelnen Stellen in Ostafrika vorhanden war, mit der immer stärkeren Einfuhr ausländischer Baumwollstoffe verschwinden. Während man im Innern nicht nur Schmiedekunst, sondern Eisengewinnung kennt und übt, ist letztere in den Küstenstrichen schon unbekannter geworden. Auch andere Dinge muß man mit Bedauern feststellen. Der kunstvolle Rundhüttenbau, wie man ihn in früheren Zeiten in Kondeland am Njassa häufig traf, wird unter dem Einfluß der neuen Zeit auch seltener. Aber was bedeutet das alles gegenüber den Verwüstungen, die der Arabereinfluß gebracht! Und wo ist der Ersatz, den er dafür geliefert!

Von hohem Interesse für jeden, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, dürften die Mitteilungen sein, die Strandes über den Kulturstand der Araber und der farbigen Küstenbevölkerung Ostafrikas aus der Zeit vor 400 Jahren beibringt. Wer das Ostafrika von heute kennt und sich den europäischen Einfluß der letzten Jahrzehnte ausgeschaltet denkt, muß wie Strandes zu dem Ergebnis kommen, daß fast alles noch in demselben Zustande ist wie vor 400 Jahren: Lebensführung, Lebensmittel, Schiffsbau, ja vielfach auch die politischen Verhältnisse in den Küstenstrichen. Hier ist es nachgewiesen, daß der Islam als Kulturfaktor versagt hat.

Wenn trotzdem in der neuen Zeit der islamisierte Küstenneger für die Inlandstämme oft als Vertreter einer höheren Kulturstufe in Frage kommt, so ist das nicht sein eigenes Verdienst, sondern beruht allein auf der Gunst der äußeren Umstände, die ihn in der mannigfaltigsten Weise zum Mittelsmann zwischen den Europäern und dem eigentlichen Gros der Eingeborenen gemacht haben.

III. Propaganda.

Auch in Ostafrika bleibt der Islam ein Faktor, der im Kern als religiöser zu werten ist. Daher will gerade die von ihm betriebene Propaganda im jetzigen Augenblick besonders beachtet sein. Dafür ergeben sich aus den bisherigen Ausführungen wichtige Gesichtspunkte, die hier noch einmal zusammengestellt und weiter ausgeführt seien.

1. Die äußere Lage. — Neben der rapiden Ausbreitung des Islam im allgemeinen fällt öfter ein Unterschied zwischen seinen Fortschritten bei verschiedenen Stämmen auf. Ein Stamm neigt zu schneller Annahme, ein Nachbarstamm gar nicht. Eins der deutlichsten Beispiele hierfür bietet die Bevölkerung, unter der die schottische Staatskirche in Britisch-Zentral-Afrika arbeitet, im Verhältnis zu der, unter denen die Freischotten im selben Protektorat wirken. Es handelt sich um den Stamm der Yao in B.-Z.-A. einerseits und um die Stämme am Westufer des Njassa anderseits. Von jenen, die vor zwanzig Jahren noch kaum vom Islam berührt waren, berichtet neuerdings der Gouverneur Sir Alfred Sharpe, daß bei ihnen jedes größere Dorf Moschee und Lehrer habe. Englische Missionsnachrichten melden sogar, daß der ganze Stamm übergetreten sei. Letzteres ist wohl übertrieben; aber jedenfalls sind die Fortschritte des Islam im Westen des Njassa ganz auffallend geringer.

Die Gründe für diese Erscheinung sind von durchreisenden Besuchern wie von heimischen Beurteilern nicht immer vollständig erkannt und richtig bewertet worden. Es ist durchaus nicht in erster Linie eine etwaige Verschiedenheit der Missionsarbeit, die zu dem Ergebnis geführt hat. An Unterschiede im Stammescharakter zu denken, liegt sehr viel näher. Auch ist oft die Stellung der führenden Häuptlinge ausschlaggebend. Ähnliche Erscheinungen machen sich aber auch in Deutsch-Ostafrika geltend.

In der Hauptsache aber ist zurzeit die ganze Lage in Deutsch-Ostafrika der Propaganda des Islam ungemein günstig. Die „neue Zeit" hat das Einsetzen dieser Propaganda mit der jetzigen Energie gebracht, sie hat auch ihre Verbreitung in kurzem Zeitraum fast über das ganze Land ermöglicht (vergl. die Ausführungen der Einleitung hierzu). In der Hauptsache sind es heute noch Mohammedaner, durch die der Verkehr der Verwaltungsbehörden mit dem Gros der eingeborenen Bevölkerung sich vollzieht. Die Schutztruppe ist zu sehr großem Teil mohammedanisch. Gerade in den Küstenbezirken sind es sehr oft mohammedanische Elemente, die bei der Rechtspflege als Autoritäten für das Gewohnheitsrecht befragt werden. Auch der tatsächliche (nicht der beabsichtigte) Einfluß der Regierungsschulen ist mit unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen und so manches andere.

Dadurch eröffnen sich eine Menge von Wegen, auf denen Einflüsse, die sich in früherer Zeit nicht durchzusetzen vermochten, heute mehr und mehr vordringen. Jedenfalls ist es bei Lage der Dinge kein Wunder, daß die communis opinio der Eingeborenen in sehr weiten Kreisen alle diese Einflüsse und Bestrebungen mit denen der staatlichen Macht in Verbindung bringt. Ein großer Teil der farbigen mohammedanischen Zwischenschicht hilft in derselben Richtung mehr oder weniger direkt nach.

Anderseits vollzieht sich heute auch die sonstige kulturelle Erschließung des Landes großenteils von der Küste aus, und wieder ist es der mohammedanische Küstenneger, der zwar nicht als der an sich kulturell höherstehende oder befähigtere, wohl aber als der Besitzer und Vermittler einer höheren Kultur, als sie die Inlandsstämme bis dahin gekannt, auftritt und seine Rolle spielt. Der mehr und mehr erwachende „Zug zur Küste" befestigt und vergrößert seine Erfolge bisher noch von Jahr zu Jahr. Kurz, überall dasselbe Bild. Die Einflüsse der neuen Zeit sichern bis zu sehr weitem Grade der Propaganda des Islam ziemlich mühelose Erfolge.

2. Die Träger der Propaganda. — Die Meinung, daß auch der indische Händler der Träger der Propaganda sei, wird nur noch in geringem Umfang, jedenfalls weniger als noch vor einigen Jahren vertreten. Ich bin überzeugt, daß sie noch mehr schwinden wird. Der Punkt, über den Becker sich wundert, daß er als Händler in der Propaganda hier noch nicht seinen Vorteil gesehen haben sollte, ebenso wie in Niederländisch-Indien, findet

seine Erklärung dadurch, daß der Händler, der am weitesten in die noch unberührten Gebiete vordringt, nicht so der Inder wie der schwarze Küstenmohammedaner ist. Wo der Inder auftritt, wird es an sonstigen walimu selten fehlen. Andererseits aber gehören die meisten Inder nicht der Orthodoxie der Sunna an. In Südafrika macht man übrigens ähnliche Erfahrungen. Auch dort soll der mohammedanische Inder so gut wie keine Propaganda treiben.

Soviel steht jedenfalls unbedingt fest, daß der Hauptvertreter der Propaganda in Deutsch-Ostafrika zurzeit nicht der Inder, auch nicht der Araber, sondern der schwarze Küstenmohammedaner ist, und zwar treten hierbei neben den eigentlichen walimu, Händler, Soldaten, farbige Regierungsbeamte, Leute, die aus den Regierungsschulen hervorgegangen sind, auch Träger, Arbeiter u. a. besonders hervor. Zum Teil wird man ihre diesbezügliche Tätigkeit als indirekte Propaganda bezeichnen müssen, aber die Grenze ist fließend, wie ja auch überhaupt der Begriff mwalimu nicht fest umgrenzt ist. Sehr viele machen sich selbst dazu.

Spuren von Missionsorden und deren Tätigkeit sind nur sehr wenig beobachtet worden. Becker erwähnt solche. Auch ich glaubte vor Jahren, auf solche gestoßen zu sein, allein meine Beobachtungen erwiesen sich als nicht haltbar. Ebensowenig ist in Deutsch-Ostafrika irgend etwas von Sendlingen der El Azhar in Kairo bekannt geworden. Als vor sechs bis sieben Jahren die Nachricht aus englischen auch in deutsche Missionszeitschriften überging, daß diese berühmte islamische „Hochschule" jährlich eine große Zahl von islamischen Missionaren aussende, habe ich sofort Näheres über ein Vorkommen solcher Leute in Ostafrika festzustellen gesucht. Der Erfolg war ein negativer. Zudem hat kürzlich Missionar Gairdner-Kairo in The East and the West (1911. III.) diese „El Azhar-Mythe" gründlich zerstört. Wenn sich auf islamischem Boden zum Zweck der Ausbreitung des Islam in nichtislamischen Ländern Organisationen bilden, so gehen solche von ganz anderen Stellen aus als von der Orthodoxie der Sunna. Die schnellen Fortschritte der islamischen Propaganda in Deutsch-Ostafrika erklären sich jedenfalls nicht durch die Tätigkeit von Missionsorden in größerem Stil. Trotzdem fehlt dieser Propaganda nicht der Zusammenhang und eine gewisse Einheitlichkeit.

Eine besondere Rolle spielt bei der Propaganda vielfach der

materielle Vorteil, den sie ihrem Träger verschafft. Länger als ein Jahrtausend stand in den Augen des Mohammedaners der materielle Vorteil (die Möglichkeit, Sklaven zu gewinnen) dem religiösen Gewinn im Wege, den die Bekehrung eines Ungläubigen für den bedeutet, der ihn bekehrt. Da ruhte die Propaganda. Jetzt wird sie auf der ganzen Linie fleißig betrieben, denn der Sklavenhandel ist lahm gelegt, dafür aber eröffnet sich eine ganze Reihe von Einnahmequellen für jeden eifrigen Verbreiter des Islam, und die Walimu schießen stellenweise wie Pilze aus dem Boden. Den Ruhm, ein eifriger Anhänger des Propheten zu sein, nimmt man sehr gern mit in den Kauf. Es ist gut, sich auch für das Jenseits noch durch derartige gute Werke zu sichern.

3. Die Mittel der Propaganda. — Besonders hinzuweisen ist weiter auf die Mittel, deren sich die Propaganda des Islam in erster Linie bedient. Von Moa bis zur Ulanga-Ebene und vom Kilimandscharo bis Daressalam heißt es zuerst immer wieder: Verachtung jedes Andersgläubigen, Hänselei der Unbeschnittenen, gesellschaftliche Ächtung.

Natürlich aber hat der starke Erfolg der mohammedanischen Propaganda auch noch seinen viel tieferen Grund. An Verachtung fehlt es dem Schwarzen auch von anderer Seite nicht. Daß das den Erfolg hätte, daß er sich zur Religion seiner Verächter hielte, ist mir nirgends bekannt geworden. Wir müssen, wenn wir die Lage voll erfassen wollen, auf den tieferen Grund gehen. Da ist es zunächst ein diesseitiges Moment, das schwer ins Gewicht fällt. Wie schwer vielen Schwarzen das innere Verwinden der Prügelstrafe wird, kann man immer wieder beobachten. Sie selbst haben sie nicht gekannt. „Die verfluchte schwarze Haut!" Manches Mal kann man das hören. Aber er kann nicht heraus aus dieser Haut. Da kommt der Islam und bietet sich ihm als Religion der schwarzen Leute an. Daß der Islam die Verachtung der geringeren Rasse im höchsten Grade gebracht, ja daß er Sklaverei und Prügelstrafe selbst teils erst gebracht, teils zur vollsten Blüte gebracht, das bleibt z. Zt., wo die Gewalt in Händen der europäischen Macht liegt, den Augen der meisten verborgen. Aber hier ist ein Weg, höher zu kommen, heraus aus der Verachtung. Und gerade hier zeigt sich bald mehr, bald weniger deutlich die ungewisse Hoffnung, daß es doch noch einmal wieder anders kommen könne. Was man zu der Väter Zeiten

darüber geraunt, das findet vollkommene Bestätigung in den Andeutungen und offenen Verkündigungen der mohammedanischen Lehrer.

Nach dem, was darüber bekannt geworden, spielen die erwähnten 2 Namen dabei eine Rolle, Saidi (allgemeine Bezeichnung für den Zanzibarsultan) und Msilimu, der Türkensultan. Wie der Name des ersteren bis tief ins Seengebiet hinein bekannt ist, so herrschen über seinen Einfluß unter der Küstenbevölkerung die sonderbarsten Vorstellungen bis auf diesen Tag. Die Pension, die der Exsultan von Zanzibar in Daressalam von der deutschen Regierung bezieht, spielt da auch mit hinein. Man kann es dem Schwarzen ja schließlich ebensowenig verdenken, wenn er darin eine Steuer der „Ungläubigen" an den Herrscher der „Gläubigen" sieht, wie dem Araber, daß er dies Märchen nicht gründlich zerstört. Als die ostafrikanische Küste seinerzeit unter deutschen Einfluß kam, erfolgten die entsprechenden Bekanntmachungen an die eingeborne Bevölkerung durch die Vertreter des Zanzibarsultans in den einzelnen Küstenplätzen. Es entzieht sich schlechterdings jeder Kontrolle, was noch aus jener Zeit her an Mißverständnissen über die wirkliche Lage im Volke herrscht.

Ein bezeichnendes Vorkommnis noch aus dem letzten Jahr sei hier mitgeteilt. Im Daressalamer Postamt drängten sich am Schalter die Eingeborenen mit ziemlichem Lärm. Der Beamte weist sie energisch zur Ruhe. Da sagt ein Eingeborener zum andern: „Wenn das Saidi hörte (der Exsultan wohnt dort nebenan), der würde dem Europäer schön den Kopf waschen."

Mit dem Türkensultan verbinden die meisten Ostafrikaner wohl nur unbestimmtere Vorstellungen. Jedenfalls aber fallen die ganzen mit der Mahdilehre zusammenhängenden Erwartungen auch in Ostafrika vielfach auf wohlvorbereiteten Boden und tragen ihr gutes Teil zur Beförderung der Propaganda des Islam mit bei. Das ist die eine tiefere Wurzel.

Die andere verbirgt sich dem flüchtigen Beobachter noch mehr. Sie führt auf Dinge, die auch der Schwarze verborgen hält, so daß viele von ihnen überhaupt nichts ahnen. Es dauert sehr lange, bis der Schwarze uns einen tieferen Einblick in sein Seelenleben tun läßt, und wer wollte sagen, daß er sich da ganz auskennte? Allein das wissen wir: die ostafrikanischen Bantu neigen in ihren religiösen Vorstellungen zum Fatalismus. Je länger

man sie studiert, je deutlicher wird es, wie sie sich durch und durch abhängig wissen von dem erbarmungslosen Schicksal. Das ist für sie trotz allen anderen Beiwerks die letzte traurige Antwort auf alle Rätsel des Lebens. Wer aber den Islam kennt, der weiß, daß er darin dem hiesigen Heidentum durchaus verwandt ist, ja den Fatalismus in der stärksten Form lehrt. Und da berühren sie sich, der Islam und die Volksseele.

Aber auch der überzeugte Fatalist kann sich auf die Dauer nicht ausschließlich mit seiner Lehre begnügen. Wieder und wieder wird die innere Unruhe durchbrechen. Auch die Bantu kennen sie. Das Unheilsbewußtsein zeigt sich dem, der mit Teilnahme auf ihre religiösen Vorstellungen eingeht, auf Schritt und Tritt. Gerade hier findet ja die Evangeliumspredigt die tiefsten Anknüpfungspunkte. Aber gerade hier bietet der Islam der Unruhe des Herzens einen viel leichteren Ausweg, die selig machende Formel, das Heil ex opere operato, nichts von innerer Erneuerung, sondern bleiben bei dem alten Heidentum. Das ist es, was im tiefsten Grunde die Erfolge des Islam erklärt.

IV. Folgerungen.

Wer die bisherigen Ausführungen aufmerksam verfolgt hat, dem wird klar geworden sein, daß es sich hier um auch für die Allgemeinheit durchaus nicht gleichgültige Dinge handelt. Gerade unser deutsches Volk gehen sie in mehr als einer Hinsicht sehr ernstlich an. Die Lösung der Islamfrage in Deutsch-Ostafrika bleibt zwar, das ist meine Überzeugung, in erster Linie eine der christlichen Mission als solcher gestellte Aufgabe. Gerade wegen ihrer religiösen Bedingtheit sind die Auswirkungen des Islam auch auf kulturellem, wie sozialem und politischem Gebiet besonders ernst zu bewerten. Aber anderseits bezieht sich die Islamfrage eben auch auf die verschiedensten Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und kann darum auch wieder keine die Mission allein angehende Sache sein.

In der Erkenntnis, daß der gegenwärtige Zustand für die Entwicklung der Kolonie nicht heilsam ist, und daß von der Propaganda des Islam noch große Gefahren drohen, berührt sich die Mission gerade neuerdings mit immer weiteren Kreisen (Regierung, Pflanzer usw.). Es ist gut, daß das anders geworden ist als früher, wo man viel mehr als jetzt diese Fragen als spezielle Missionsangelegenheiten ansah. Man hat in weiteren Kreisen eingesehen, daß die Missionen, wenn man ihnen auch nicht in allen Einzelheiten beipflichtet, die durch den Islam in den letzten Jahrzehnten für Ostafrika geschaffene Lage doch zuerst richtig gewürdigt haben. Ja, die Mission begegnet jetzt Mahnungen, alle Kräfte im Kampf gegen den Islam einzusetzen, oder auch trüben Kassandrarufen selbst in solchen Kreisen, die von der verhängnisvollen Bedeutung des Islam für unsere Kolonien und damit für die Gesamtheit noch nichts ahnten, als die Missionen schon lange wußten, welchem Gegner sie hier gegenüberstehen.

Gerade in Pflanzerkreisen fängt, wenn ich nicht irre, die Zahl der Leute an sich zu mehren, die die Gefahr der Lage erkennen. Das ist erfreulich. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Erkenntnis sich in der Kolonie, wie in der Heimat mehr und mehr ausbreite. Das allgemeine Urteil in dieser Frage läßt trotz mancher erfreulichen Erscheinungen (ich erinnere an die bekannte Islam-Resolution des letzten Kolonialkongresses) doch immer noch sehr zu wünschen übrig. Es ist aber ein auf die Dauer unerträglicher Zustand, daß die öffentliche Meinung sich hierüber ihr Urteil durch Zeitungs- und andere Artikel zurechtmachen läßt, deren Verfasser durch ihre Leistungen dem Kenner oft nichts weiter verraten, als daß ihnen die Grundlagen zur Beurteilung der Dinge, über die sie schreiben, großenteils oder ganz fehlen. Leider ist es dem Durchschnittsdeutschen immer noch genug als Beweis dafür, daß jemand über wichtige koloniale Fragen mitreden kann, wenn der Mann selbst draußen gewesen ist. Ja, läßt man denn etwa über die Gestaltung des griechischen Unterrichts alle die mitreden, die vielleicht einmal neben einem Gymnasium gewohnt haben?

Handelte es sich bei der Islamfrage um etwas ziemlich Gleichgültiges, dann meinetwegen. Da es sich aber hierbei um eine Frage handelt, die unter Umständen von unserem deutschen Volk noch einmal Opfer nicht nur an Gut, sondern erst recht an Blut fordern kann, so ist es auch vom nationalen Standpunkt aus Pflicht, deutlich zu reden. Die Islamfrage in Deutsch-Ostafrika geht uns als Nation an. Mögen die Beiträge zu ihrer Klärung kommen, woher sie wollen, von Missionaren oder Beamten, von Forschern, von Pflanzern oder Kaufleuten; wenn sie wirkliches Material bringen, so prüfe man sie ernstlich, falls man in kolonialpolitischen Fragen auf ein Urteil Anspruch macht. Nichts ist gefährlicher als Illusionen. Der Islam ist eine Gefahr für Deutsch-Ostafrika.

Schon ganz allein von hier aus ergibt sich auch für die Gesamtheit eine starke Verantwortung für das, was aus den eingebornen Stämmen Deutschostafrikas in unsern Tagen wird. Gewiß, unser deutsches Volk treibt Kolonialpolitik nicht nur, um ideelle Interessen allerlei Art zu befriedigen. Wir verfolgen greifbare reale Ziele dabei. Aber erst recht gefährlich ist die Meinung, alles, was sich nicht unmittelbar in realen Gewinn umsetzen läßt, was sich nicht nach Mark und Pfennig buchen läßt, sei zwecklos und verfehlt. Je mehr

unsere Kolonialpolitik sich nach dieser Seite festlegen sollte, je mehr die höheren Gesichtspunkte zurücktreten sollten, um so verhängnisvoller würde sich das Verkennen der Gefahr der Lage auswirken, bis es zu spät ist und es sich ergibt, daß die ganze schöne Rechnung falsch war.

Die Folgerungen, die aus der gegenwärtigen Lage zu ziehen sind, gehen eben nicht nur die Missionen, sie gehen die Gesamtheit an und da nicht zuletzt die staatlichen Instanzen. Ich komme hier auf ein Gebiet, auf dem, wie ich sicher weiß, gerade ich als Missionar fast auf Schritt und Tritt Mißverständnissen ausgesetzt bin. Man verarge es mir daher nicht, wenn ich eigentlich Selbstverständliches hier ausdrücklich vorausschicke. Es ist durchaus nicht die Aufgabe des Staats, den Islam zu bekämpfen oder auszurotten. Auch wenn die Eingeborenen den Begriff der Parität nicht verstehen, bleibt Parität gegenüber allen Religionsgemeinschaften die Pflicht des Staats auch in den Kolonien.

Je klarer sich alle Beteiligten über diese Grundlage sind, um so eher ist Hoffnung auf eine gedeihliche Erledigung aller sich sonst ergebenden Mißverständnisse und Schwierigkeiten. Und solche liegen allerdings auch heute noch mancherlei vor. Ihre Beseitigung liegt in erster Linie im Interesse des Staats selbst.

Die staatliche Instanz muß bei ihren Maßnahmen mit der Tatsache rechnen, daß sie in der Hauptsache zurzeit durch eine zahlenmäßig geringe islamische Oberschicht mit dem Gros der Bevölkerung in Verbindung steht. Sie muß mit der weiteren Tatsache rechnen, daß trotz aller Jumbentage und sonstiger etwaiger Aufklärung der Begriff Parität wohl dem europäischen Beamten, nicht aber dem Eingeborenen geläufig ist. Sie muß endlich mit der Tatsache rechnen, daß die Verwirklichung ihrer eigentlichen Absichten in den seltensten Fällen gewährleistet ist, soweit sie für den Verwaltungsdienst nicht europäische Beamte zur Verfügung hat, die auf Grund langjähriger Arbeit in der Kolonie ein Urteil über die besonders im Küstengebiet sehr schwierig liegenden Verhältnisse haben können. Daß das zurzeit nicht immer der Fall ist, daraus kann niemand der staatlichen Instanz einen Vorwurf machen. Allein die Tatsache als solche, so leidig sie sein mag, zu berücksichtigen, bleibt Pflicht. Geschieht das nicht, so sind eine der unmittelbaren Folgen davon Verletzungen der Parität, die in weitaus den meisten Fällen dem Islam zugute kommen und den Ein-

druck von dem islamischen Charakter des Staats unter den Eingeborenen nur noch mehr befestigen werden.

Es ist, wie gesagt, nicht ein Eingreifen des Staats zugunsten der Missionen, das hiermit gefordert wird. Ein solches wäre schon aus grundsätzlichen Bedenken abzulehnen, würde auch den Interessen des Staats ebenso schaden wie denen der Mission. Aber die Parität, die der Staat übt, muß sich auch als solche beweisen. Alles meiden, was irgendwie wie eine offizielle Begünstigung des Christentums aussieht, und ebenso sich vor allem hüten, was als Schädigung der Interessen des Islam ausgelegt werden könnte, das heißt noch lange nicht: Parität üben. Besonders wichtig aber ist es, daß in diesen Dingen die Stellung der Verwaltung nach einheitlichen Grundsätzen geregelt wird und nicht danach, wie vielleicht der einzelne Beamte zum Islam Stellung nehmen zu müssen glaubt.

Als das Gouvernement seinerzeit an die Missionen mit dem Ersuchen herantrat, geeignete eingeborene Christen für den niederen Verwaltungsdienst zu stellen, wurde ausdrücklich dabei betont, daß diese sich jeder Verbreitung ihres Glaubens zu enthalten haben würden. Eine gleiche Verordnung bezüglich der mohammedanischen Unterbeamten besteht nicht. Bestände sie, so würde sie heute auch einfach undurchführbar sein. Aber warum erläßt man sie für den christlichen Teil?

Als das Gouvernement im staatlichen Interesse gegen die Busch-Koranschulen vorging, war eine Folge Mißbrauch dieser Verordnung durch farbige Unterbeamte gegen Schulen, die mit Missionen in Zusammenhang stehen. Als man im staatlichen Interesse durch Ausstellung von Bescheinigungen für Beschneidung die Tätigkeit der mohammedanischen Lehrer zu kontrollieren suchte, kam dieser Schritt in der Praxis einer amtlichen Stärkung des Islam gleich. Das alles beweist wohl einen erfreulichen Umschwung in der Wertung des Islam als politischen Faktors, ebenso leider aber auch, daß die Aufklärung über die wirkliche Lage der Dinge noch nicht ausreicht.

Eine recht schwierige Frage ist von hier aus betrachtet die der Regierungsschulen. Der Jahresbericht des Kaiserlichen Gouvernements für Deutsch-Ostafrika 1907/08 (Seite 11) meint bei einem früheren Regierungsschüler, der in der Nähe einer Missionsstation eine Schule eröffnet hatte, eine Vorliebe für die christliche

Religion annehmen zu sollen. Die der Regierung darüber zugegangene Darstellung beruht leider auf einem Mißverständnis. Bei der Wichtigkeit der Sache ist sie eingehend geprüft worden. Das Ergebnis war, daß gerade dieser Mann sich grundsätzlich von jedem christlichen Gottesdienst fernhält, weil er Mohammedaner ist und bleiben will. Die unter seinem Einstuß stehenden Leute besuchten damals deswegen Gottesdienste auf der Mission, weil sie zu einer Missionsschule kommen und so von seinem Einfluß frei werden wollten.

Die Beobachtungen über den Einfluß der Regierungsschulen auf den Islam haben aber gerade in letzter Zeit für die verschiedensten Gegenden immer deutlicher erwiesen, daß der Islam durch dieselben gegen den Willen ihrer Leiter geradezu Förderung erfährt. Die Letzteren sprechen es zwar unumwunden aus, daß sie durch ihre Arbeit auch dem Islam entgegenarbeiten wollen, freilich unter Ausschaltung des religiösen Gebiets. Über den Erfolg gebe man sich aber keinen Selbsttäuschungen hin. Die Mitteilungen aus Tanga und Digoland, vom Kilimandscharo, aus Usaramo und von Tabora reden eine zu deutliche Sprache. Die gewesenen Regierungsschüler gehören leider mit zu den Trägern der Propaganda des Islam und oft nicht an letzter Stelle. Die Meinung aber, der so entstehende Islam sei grundsätzlich verschieden von einer sonst vorkommenden Form desselben, beruht auf einem bedauerlichen Mißverständnis.

Bei diesem Widerstreit zwischen den Absichten der Vertreter der Regierungsschulen, die kein Mensch in Zweifel ziehen wird, und dem erreichten Ergebnis muß die ganze Regierungsschulfrage über kurz oder lang Gegenstand neuer Erörterungen werden. Dringender wird die Frage dadurch, daß ein anderes Mißverhältnis hinzukommt. Das Missionsschulwesen, das — abgesehen davon, daß es zahlenmäßig das Regierungsschulwesen selbst in Ostafrika weit übertrifft — den christlichen, heidnischen und auch den mohammedanischen Eingeborenen zugute kommt, kostet dem Staat nichts.[1]) Die ganze Summe aber, die jährlich vom Staate direkt

1) In deutschen Blättern wird hier und da die Summe von 20000 Mk. genannt, die im Etat von D.-O.-A. jährlich wiederkehre, und die zur Unterstützung des Missionsschulwesens bestimmt sei. Man übersieht, daß nur ein Bruchteil dieser Summe, der mit dem Aufschwung des Missionsschulwesens in keinem Zusammenhang steht, zu gelegentlichen Prämien für Missionsschulen bestimmt ist.

für Schulzwecke unter den Eingeborenen gebraucht wird, kommt zurzeit mit verschwindenden Ausnahmen dem mohammedanischen Bruchteil der Bevölkerung zugut.

Das Gouvernement empfindet diese Schwierigkeiten; ihre Lösung ist aber, wie jeder zugeben wird, nicht einfach. Erschwert wird sie aber sicher dadurch, daß heimische Anhänger der religionslosen Schule überhaupt nun in den Kolonien den Boden für die Verwirklichung ihrer Pläne gefunden zu haben meinen und die Lage auf Grund, nicht der Kenntnis der Verhältnisse an Ort und Stelle, sondern ihrer Theorien beurteilen.

Doch ich breche ab. Was uns auf diesem ganzen Gebiet — ich meine nicht nur die zuletzt besprochenen Dinge — dringend not tut, ist, daß das Urteil der Kreise unseres Volkes, die überhaupt für diese Dinge etwas übrig haben, auch im allgemeinen gründlicher wird. Wir sind immer noch nicht aus der Zeit heraus, wo flüchtige Beobachtungen, ohne daß sich der Beobachter überhaupt die Mühe gegeben, sich eingehender zu unterrichten, ja sogar Mitteilungen aus zweiter oder dritter Hand, die überhaupt kaum noch nachzuprüfen sind, weitergetragen werden und doch bei vielen kaum etwas von ihrem Ansehen einbüßen. Ich bin nun seit einer ganzen Reihe von Jahren Ostafrikaner, habe auch mit Interesse die Arbeiten, Erfolge und Schwierigkeiten anderer Berufskreise verfolgt. Trotzdem glaube ich mit gutem Gewissen mit meinem Urteil mich auf solche Dinge beschränken zu dürfen, von denen ich etwas verstehe. Es gibt sehr viele Dinge in Ostafrika, über die ich mir kein sachverständiges Urteil anmaße, obwohl ich einen nicht gar zu kleinen Teil der Kolonie kenne. Ich glaube auch nicht, daß diese Zurückhaltung meinem Ruf irgendwie unzuträglich gewesen ist. So kann ich allen, die besonders nach flüchtigem Aufenthalt in den Tropen durchaus und durchum etwas darüber schreiben müssen, mit dem besten Gewissen ähnliche Zurückhaltung empfehlen.

Gerade die Islamfrage ist eine so schwierige und für uns als Nation ernste, daß man vorschnelle Urteile da möglichst vermeiden muß. Es ist aber für die Gesamtheit wert, zu wissen, daß alle, die in diesen Dingen ein eigenes Urteil haben können, mehr und mehr vom früher nicht seltenen Optimismus zurückkommen und die Bedenklichkeit der gegenwärtigen Lage würdigen.

Doch wie schon oben vorangestellt: die Lösung der Islamfrage für Deutsch-Ostafrika ist eine in erster Linie der

christlichen Mission gestellte Aufgabe. Da richten die aus der geschilderten Lage sich ergebenden Folgerungen sich naturgemäß vornehmlich an die Mission als solche und an die hinter ihr stehende Christenheit.

Jede Mission wird wie überall so erst recht auf diesem vom Islam so scharf bestrittenen Gebiet genau die Mittel zu prüfen haben, die ihr für diese Auseinandersetzung zu Gebote stehen. Die Propaganda des Islam greift zunächst unbedenklich zum Spott und zur Verachtung der Ungläubigen und zieht ebenso unbedenklich die weiteren Folgerungen daraus, gesellschaftliche Ächtung, bewußte Demütigung der Widerstrebenden usw. Man kann es oft beobachten, wie nahe der Anfang dieses Weges, der Spott über die Torheiten des Heidentums wie des Islam, auch der europäischen Auffassung vielfach liegt. Das gilt ganz allgemein, auch der Missionar wird hier an das „homo sum" denken.

Man kann auch auf anderen Wegen dartun, daß man mit solchen Mitteln dem Islam gegenüber ebenso wenig erreicht, wie dem Heidentum gegenüber. Verspottung heidnischen Aberglaubens führt die Leute nur zu oft gerade dem Islam in die Arme, Verspottung mohammedanischer Torheiten aber keineswegs zu irgendwelcher geistigen Befreiung. Im Gegenteil wird gerade sie an ihrem Teil nur an der Stärkung der pannegritischen Idee, wie sie der Islam auf sein Programm gesetzt, mitwirken. Wer das Leben in Deutsch-Ostafrika in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, wird von diesem Gesichtspunkt aus manche Erscheinungen recht nachdenklich betrachten.

Für die Mission als solche aber ist der bezeichnete Weg ja auch schon von vornherein ungangbar, ganz abgesehen von der Frage eines etwaigen Erfolgs. Der Islam verdient eigentlich fast Dank, daß er durch seine gegenteilige Praxis so klar zur Besinnung auf den innersten Grund christlicher Missionsarbeit dringt: „Die Liebe Christi dringet uns also."

Ähnlich liegt es mit der Anpassungsfähigkeit des Islam an das Heidentum als solches. Am deutlichsten wird das vielleicht durch die Selbstverständlichkeit, mit der der mohammedanische mwalim an die Stelle des heidnischen Medizinmanns tritt. Das erklärt ja zum großen Teil die schnellen Erfolge des Islam. Je mehr aber eine Mission Ernst macht mit der Forderung wirklicher Herzensbekehrung und die Lehre von ex opere operato wirkenden

Gnadenmitteln ablehnt, um so geringer werden nach menschlichem Ermessen ihre Aussichten auf den Zulauf gerade islamisierter Massen sein. Das darf uns nicht beirren. Mit Augenblickserfolgen ist wirklich nichts gewonnen.

Ebenso grundverschieden sind christliche und islamische Wege auf einem anderen Gebiet. Der Islam weckt und nährt immer wieder Hoffnungen politischer Art und verquickt sie mit seiner religiösen Propaganda. Das Christentum weiß von solcher Verquickung nichts. Daß die Gottseligkeit nicht nur die Verheißung des zukünftigen Lebens hat, zeigt sich auch in Deutsch-Ostafrika. Wenn Missionare die Eingeborenen, um sie vor unruhigen Erwartungen politischer Art zu warnen, auch auf solche Dinge, wie den seit Jahren befestigten Landfrieden, den Segen einer wohlwollenden Obrigkeit, sonderlich auch bei Seuchenbekämpfung und ähnlichen Dingen, die Vermehrung der Kinderzahl in christlichen Häusern, die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und manches andere hinweisen, was die neue Zeit gebracht hat, so tun sie recht daran. Bei dem verständigen Teil der Eingeborenen werden sie dafür stets Verständnis finden, allerdings bei den Massen, sonderlich zu Zeiten politischer Erregung, kaum. Jedenfalls liegt auch hier eine deutliche Aufgabe für die Mission vor. Wenn es nur immer ganz klar dabei bleibt, daß die Gottseligkeit nur um dieser Dinge willen suchen zu keinem Dinge nützlich ist und das Christentum nur verflacht, und daß die Entscheidung nicht auf dem Gebiet irdischer Glückseligkeit liegt, sondern daß es sich um Erlösung von Sünde und Tod und um die ewige Seligkeit handelt.

Liegt aber der tiefste Grund für die Erfolge des Islam in dem Beifall, den die Massen seiner fatalistischen Hauptlehre zollen, und dem Ausweg, den er für die innere Unruhe weist, so wird auch gerade hier die Hauptaufgabe der Mission liegen. Es ist mit einem Wort die: Auf die tiefsten Fragen auch der Bantuseele die Antwort des Evangeliums geben.

Tut es das Evangelium nicht, wir werden es gewiß nicht tun. Wir können sonst wohl, um bildlich zu reden, am Ufer hier und da Veränderungen vornehmen, aber den Strom selbst beeinflussen wir dadurch nicht. Für den Politiker kann ich es verstehen, wenn er sagt: Ich muß die Bewegungen im Leben der Völker nehmen, wie ich sie vorfinde. Allein für den Missionar gibt es ein solches Wort nicht. Die Kirche Christi ist nicht auf

den Grund solcher Strömungen im Leben der Völker gegründet, sondern sie ist gegründet im Gegensatz zur Welt und im Kampf mit der Welt. Sie wird auch in Ostafrika nicht anders gegründet werden. Sie ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Tat. Wollten die Missionare auf Strömungen warten, so könnten sie alle nach Hause gehen.

Gerade die vielfachen Entstellungen und Mißdeutungen, die das Evangelium von seiten des Islam erfährt, können nun aber dazu verführen, die Predigt zur Kontroverspredigt werden zu lassen. Richtiger bleibt es trotzdem, die positive Darbietung ganz in den Vordergrund zu stellen, denn nur dadurch ist im Grunde die Entscheidung herbeizuführen.

Besondere Betonung verlangen allerdings hierbei auch die besonders angegriffenen Punkte, das sind hier in erster Linie die Christologie und die Trinitätslehre. Es ist, abgesehen von allem anderen, nicht an dem, daß durch Nachgeben auf diesen Gebieten der Islam zu gewinnen wäre. Hier liegt für ihn gar nicht der Hauptgrund für seine Ablehnung des Evangeliums. Die Trinitätslehre, die er in Ostafrika bekämpft, hat nie Anspruch auf die Bezeichnung „christlich" gehabt. Zudem ist der Islam in Ostafrika gar nicht monotheistische Religion im eigentlichen Sinn. Die Ablehnung der Gottheit Christi aber ist für den Islam bei seiner sonstigen Lehre vom Propheten Isa gerade einer seiner schwächsten Punkte. Vor allem aber wird der Inhalt der missionarischen Predigt nicht durch Opportunitätsgründe bestimmt.

Bei der durch den Islam in Ostafrika geschaffenen Lage fordert aber auch die apologetische Ausrüstung der eingebornen Gemeinden, vor allem der eingeborenen Gehilfen, ihr besonderes Recht. Wenn die Beschlüsse der ersten deutsch-ostafrikanischen Missionskonferenz, die im August 1911 in Daressalam tagte, in die Tat umgesetzt sein werden, wird auch auf diesem Gebiet ein guter Schritt vorwärts getan sein.

Ebenso verlangt die Ausbildung der eingeborenen Helfer die Aufmerksamkeit der Missionen. Nur so kommen wir auch zu einer derartig ausgebildeten christlichen Volksschule in der Kolonie, wie sie das Interesse der Eingeborenen ebenso verlangt wie das nationale Interesse des deutschen Volkes an dem Gedeihen der Kolonie.

Es ist auf diesem Gebiet von einzelnen Missionen in Deutsch-Ostafrika schon manches geleistet worden, obwohl immer wieder die nötige Ausdehnung des Stationsnetzes auf neue Gebiete dieser Arbeit die nötigen Kräfte entzog. Je länger je mehr fordert die durch den Islam geschaffene Lage Förderung gerade dieses Arbeitszweiges.

Eine ganze Reihe weiterer Aufgaben liegen auf dem sprachlichen, literarischen Gebiet. Gerade hier hat die erwähnte Daressalamer Konferenz nicht nur die kräftigsten Anregungen gegeben, sondern die Arbeit selbst ist, wenn diese Schrift ausgeht, allerorten schon nach einheitlichem Plan aufgenommen. Die festländische evangelische Mission Ostafrikas hatte durch Befolgung des an sich richtigen Grundsatzes: „Jedem Stamme das Evangelium in seiner Muttersprache," ein Gebiet in seiner Wichtigkeit früher doch vielfach verkannt, das kisuaheli. Hier und da bestand sogar grundsätzliche Gegnerschaft. Am bekanntesten geworden in kolonialen Kreisen ist wohl der ablehnende Buchnersche Standpunkt, der das Deutsche anstelle des kisuaheli setzen wollte. Man hat das Unhaltbare dieses Standpunktes heute allgemein erkannt.

Das kisuaheli, die Sprache der Küstenleute in Ostafrika, wird mehr und mehr zur lingua franca auch über die Grenzen Deutsch-Ostafrikas hinaus. Es wird zwar in absehbarer Zeit sicher nicht die einzelnen Stammessprachen verdrängen; aber die Zahl der Eingeborenen, die es neben ihrer eigenen Muttersprache mehr oder weniger verstehen und brauchen, wächst von Jahr zu Jahr. Der Einfluß des Islam auf diese Sprache ist ein sofort in die Augen fallender. Nicht nur eine große Zahl eigentlich religiöser Ausdrücke tragen seinen Stempel, sondern auch mancherlei Worte der Umgangssprache. Das geht soweit, daß man weit und breit unter den Eingeborenen der Meinung begegnen kann, kisuaheli und kiislamu (mohammedanisch) seien identisch. Daneben ist aber schon heut das kisuaheli als Sprache eins der wichtigsten Missionsmittel und wird es von Jahr zu Jahr mehr werden.

Doch die Folgerungen, die aus der durch den Islam in Ostafrika geschaffenen Lage zu ziehen sind, gehen nicht nur die draußen in der Arbeit stehenden Missionare, sondern ebenso die Missionsgesellschaften in der Heimat und die hinter diesen stehende heimische Christenheit an. Deutsch-Ostafrika ist er-

freulicherweise in wenig Jahrzehnten schneller und reichlicher von evangelischen Missionen besetzt worden als andere Länder. Trotzdem stehen wir bei der rapiden Ausbreitung des Islam bis in die entlegensten Teile des Landes auch heute noch überall vor der dringenden Forderung, dies große weite Missionsgebiet noch stärker in Angriff zu nehmen, um nicht in wenigen Jahren zu versäumen, was später in Jahrzehnten nicht wieder einzuholen sein wird.

Nicht als ob die Islamisierung des Landes die Mission überhaupt ausschlösse. Man kann oft das Urteil hören, als sei an einer islamisierten Bevölkerung alle Arbeit der Mission von vornherein aussichtslos. Wir stehen ja überhaupt erst in den Anfängen der Auseinandersetzung mit dem Islam in Ostafrika. Schon jetzt aber liegen Tatsachen vor, die jener Behauptung widersprechen. Als wir vor mehreren Jahren in der Landschaft Usaramo eine entsprechende Zusammenstellung (von 3 Missionsstationen) vornahmen, ergab sich, daß von 178 Leuten, die als Männer oder Jünglinge getauft waren, 70 früher Mohammedaner gewesen waren. Diesen 70 Übertritten vom Islam zum Christentum standen damals 12 solche vom Christentum zum Islam gegenüber.

In Sumatra hat die Barmer Mission Christengemeinden aus den Mohammedanern, deren Zahl etwa 7 bis 8 Tausend beträgt. Man legt Gewicht gerade auf diese Tatsache. Nun gut, wenn die ostafrikanische Mohammedaner-Mission auf soviel Jahrzehnte zurückschauen wird wie die Barmer, so wird sie, so Gott will, auch auf Tausende solcher Leute rechnen können trotz aller Propaganda des Islam.

Überhaupt lassen sich die Erfolge zweier so verschiedener Dinge, wie es christliche Mission und mohammedanische Propaganda sind, ja gar nicht einfach zahlenmäßig vergleichen. Solche Zahlen sind stets schnell zu schreiben, aber sehr schwer richtig zu lesen. Die Missionare kennen die Schwächen und Mängel der eingeborenen Christengemeinden wohl selbst am besten. Das aber steht fest: Der islamisierten Bevölkerung sind die eingeborenen Christengemeinden durchaus überlegen. Das zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Mag man an das Maß von religiöser Erkenntnis denken, das sich auch bei solchen Gemeindegliedern findet, die nicht als Helfer oder Lehrer eine besondere Ausbildung empfangen haben, mag man an die Ver-

hältniszahlen der Bestrafungen auf den Bezirksämtern oder an den Prozentsatz der Analphabeten denken, oder mag man die durchschnittliche Kinderzahl im Bereich von Missionsstationen mit der in benachbarten Dörfern vergleichen, überall wird das Ergebnis das Urteil in der Hauptsache nach derselben Richtung bestimmen. Das sind alles Dinge, die äußerlich in die Erscheinung treten; aber sie haben ihre inneren Gründe.

Vor allem aber ist erfreulich und für die Zukunft von besonderer Bedeutung, daß gerade der bessere Teil der eingeborenen Christengemeinden es mit Freude begrüßt, daß die Missionen die Auseinandersetzung mit dem Islam immer allgemeiner und ernstlicher aufnehmen, und freudig ihr Teil daran übernehmen. Denn dabei wird es bleiben, *den Hauptstoß des Islam haben die eingeborenen Christengemeinden auszuhalten*, und sie sind es, die auch *den Hauptgegenstoß zu führen haben*. Je mehr sie die Verantwortung für das, was aus den ostafrikanischen Stämmen in religiöser Beziehung wird, selbst erkennen, und damit die gerade ihnen gestellten Aufgaben übernehmen können, um so sicherer wird der endliche Erfolg sein.

Von hier aus fällt aber wieder das rechte Licht auf die *Verantwortlichkeit der Christenheit*, nicht zuletzt der deutschen evangelischen Christenheit. Die eingeborenen Christengemeinden in Ostafrika sind bereit, ihr Teil zu tun. Die intellektuell gehobeneren Kreise in ihnen, die eingeborenen Helfer und Lehrer, werden auch hierin mehr und mehr die Führer ihrer Landsleute. Aber die Gemeinden sind überall erst jung, ihre Zahl ist noch klein, und sie bedürfen gerade zu dieser Auseinandersetzung der Mission. *Darum* geht es jetzt, ob sie schließlich doch werden unterliegen müssen, weil die alte Christenheit die Verantwortung der Stunde verkennt.

Der Ernst der Lage erheischt ohne jedes „Wenn“ und „Aber“ eine ganz erhebliche *Steigerung* der Energie, mit der die deutsche evangelische Christenheit besonders auf dem vom Islam bestrittenen Boden unserer Kolonien das Missionswerk betreibt. Nichts ist gefährlicher, als wenn wir uns über die Größe der Aufgabe oder über die Gefährlichkeit des Gegners Illusionen hingeben wollten. Ein Rückblick auf die bisherige mehr als 1000 jährige Auseinandersetzung zwischen Christentum und Islam und deren Ergebnisse kann sehr nachdenklich stimmen. Jedenfalls hat die evan-

gelische Mission in Afrika bisher noch vor keiner größeren und schwierigeren Aufgabe, vor keiner entscheidungsreicheren Stunde gestanden als heute. Es handelt sich nicht nur darum, welche Religion unter der Millionenbevölkerung unserer Kolonien im äquatorialen Afrika zur Herrschaft gelangen soll, sondern auf dieser Linie wird auch die Hauptentscheidung für den ganzen Erdteil fallen.

Die auf der ersten deutsch-ostafrikanischen Missionskonferenz im letzten August gefaßte Resolution klingt kurz und nüchtern: „Eine kräftigere Ausgestaltung der Mission an der Küste wie auch an den Zentralpunkten im Innern ist im Blick auf den Islam dringend nötig.“ Möge sie nicht überhört werden. Die gegenwärtige Lage erfordert von jeder in Deutsch-Ostafrika arbeitenden Missions-Gesellschaft, vor allem von denen, die am härtesten mit dem Islam zu ringen haben, eine energische Verstärkung der Arbeit. Ob das möglich sein wird oder nicht, das liegt bei der heimischen Christenheit. Verkennt diese den Ernst der Lage, dann trägt sie die Verantwortung dafür.

Nachtrag.

Herr Professor Dr. Mittwoch vom Orientalischen Seminar in Berlin hat den ursprünglichen Wortlaut der auf Seite 36 und 37 mitgeteilten arabischen Sätze und Wörter festgestellt und mir zusammen mit einer genauen Übersetzung derselben freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich lasse beides hier folgen:

„Die Seite 36 und 37 vorkommenden arabischen Sätze geben, von kleinen Ungenauigkeiten abgesehen, im allgemeinen das Original verhältnismäßig treu wieder. Hingegen weicht die Übersetzung, wie sie der „mwallim" mitgeteilt hat, von der wahren Bedeutung der betreffenden Sätze so erheblich ab, daß mir hier zum Teil unbedingt Mißverständnisse vorzuliegen scheinen. Oder der betreffende „mwallim" müßte geradezu über ein besonderes Maß von Unkenntnissen verfügt haben.

Gemeint sind folgende Sätze, und deren richtige Übersetzung lautet:

A. Bismi 'llahi 'r-rahmani 'r-rahimi. „Im Namen Allahs, des Barmherzigen, des Erbarmers" (siehe unter C).

B. 1. La ilaha illa 'llah Muhammadur rasulu 'llah. „Es gibt keinen Gott außer Allah, Muhammed ist der Gesandte Gottes," d. i. die bekannte Glaubensformel der Muhammedaner.

2. In diesem Satze müssen nach dem ersten Worte zwei weitere ausgefallen sein. Gemeint ist: Aschhadu [annd Muhammadan] 'abduhn warasuluhu. „Ich bezeuge, [daß Muhammed] sein (Gottes) Diener und Gesandter ist."

3—5 gehören zusammen; hinter „duhuluna“ in 4 sind (siehe daselbst) die Worte „fidini illahi“ einzufügen, und das erste Wort von 5 „afuwajani“ ist als letztes von 4 dahinterzusetzen. So zusammengesetzt, geben die Sätze 3—5 die kurze, aus 3 Versen bestehende 110. Sure des Korans wieder. Sie lautet:

1 (= 3) ida ga'a nasru 'llahi wa'l-fathu
2 (= 4) wara'aita 'n-nasa jadhuluna fi dini 'llahi afwagan.
3 (= 5) fasabbih bihamdi rabbika wastagfirhu innahu kana tawwaban.

„Wenn die Hilfe Gottes kommt und der Sieg,
und du die Menschen in Scharen in die Religion Allahs eintreten siehst,
so preise deinen Herrn und bitte ihn um Verzeihung; wahrlich, er ist sehr geneigt.“

Die „Übersetzung“, die der „mwallim“ von dieser Sure gegeben hat, weicht von ihrer wahren Bedeutung besonders stark ab.

C. Bismi 'llahi 'r-rahmani 'r-rahimi Allah akbar. „Im Namen Allahs, des Barmherzigen, des Erbarmers. Allah ist groß!“

Auch hier läge, wenn die Worte richtig wiedergegeben sind, eine grobe Unkenntnis vor. Denn, während im allgemeinen eine jede religiöse Handlung mit den Worten „Im Namen Allahs, des Barmherzigen, des Erbarmers“, die auch den Beginn einer jeden Koransure, eines jeden arabischen Buches usw. bilden, eingeleitet wird, sollen nach mohammedanisch-religionsgesetzlicher Vorschrift gerade vor dem Schlachten nur die Worte „Bismi 'llahi“ „im Namen Allahs“ gesprochen, hingegen die Worte „des Barmherzigen, des Erbarmers“ weggelassen werden, weil mit dem Schlachten eine gewisse grausame, unbarmherzige Handlung vorgenommen werde.

Die übrigen Sätze unter C ergeben sich aus dem Vorstehenden von selbst. Die Schlußworte (nach dem Essen zu sprechen) sind „al-hamdu lillahi“ „Preis sei Allah“.

D. Auch diese Worte wären, wenn hier wirklich eine Übersetzung vorliegen soll, vollständig mißverstanden. Es

liegt hier die kurze 112. (drittletzte) Sure des Korans vor, von der am Ende 3 Worte ausgefallen sind. Diese Sure, die die Polemik gegen das Christentum stark betont, wird mit besonderer Vorliebe auch als Talisman und dergl. verwandt. Sie lautet:

„kul huwa allahu ahad allahu 's-samad lam jalid walam julad walam jakun [lahu kufu'an ahad]."

„Sprich: er ist Allah, ein einziger; Allah der Ewige; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt worden; und er hat keinen [seinesgleichen]."

---

3. 3. 12. Ernst Röttger's Buchdruckerei (Edm. Pillardy), Cassel.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BP
64
A4K5

Klamroth, M
Der Islam in Deutsch-
ostafrika

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 25 09 007 3

mm
1 cm 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
0
1 2 3 4 5
1/32"
1/16"
FIBER-GLASS
60" in

16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30
ACME NO R-405-30 CHINA
7 8 9 10 11 12
8 9 10 11 12

mm
1 cm 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
0
1 2 3 4 5
1/32"
1/16"
FIBER-GLASS
60" in

16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30
ACME NO R-405-30 CHINA
7 8 9 10 11 12
8 9 10 11 12